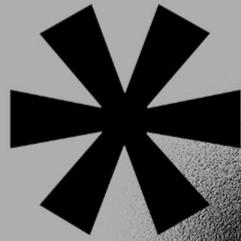


lambda



gendergerechte Sprache

Impressum

43. Jahrgang, 3. Nummer,
Laufende Nummer: 184

Erscheinungsdatum:
03.09.2021

Herausgeberin,
Medieninhaberin:
Homosexuelle Initiative
(HOSI) Wien

1. Lesben- und
Schwulenverband
Österreichs (ZVR-Nr. 524
534 408)

Mitgliedsorganisation der
International Lesbian, Gay,
Bisexual, Trans and
Intersex Association
(IGLA), der International
Lesbian, Gay, Bisexual,
Transgender and Queer
Youth and Student
Organisation (IGLYO) und
der European Pride
Organisers Association
(EPOA)

Editorial

Impressum

@#*

Eine Gruppe engagierter Frauen

Community & Politik

Liebesbrief

Horst Kreuzahler (1954–2021)

Digga, wessen Sprache?!
Jugendstil

Transgender – das dritte Geschlecht in der Wiener Politik
Dominique Mras im Porträt

Homophobie muss unpopulär werden
Luna-Check zur WorldPride 2021

HOSI Wien im Sommer

Sprachliche Inklusion soll Weg zum gemeinsamen
feministischen Kampf ebnen

Lesben sind immer und überall
40 Jahre Lesben*gruppe der HOSI Wien

Sichtbarkeit macht angreifbar, Angriffe machen sichtbar
Politische Entwicklungen in der Pride-Zeit

Opfer sein nicht leicht gemacht
Rechtskolumne

Queer trotz heterosexueller Beziehung
Das geht.

Chefredaktion
Sven Mostböck

Kreativdirektion
Apostolos Tsolakidis

Lektorat
Paul Yvon, Lui
Fidelsberger

Druck
Print Alliance HAV
Produktions GmbH
Druckhausstraße 1
2540 Bad Vöslau

Redaktionsanschrift
HOSI Wien
Heumühlgasse 14/1
1040 Wien
Tel. (01) 216 66 04
lambda@hosiwien.at

www.hosiwien.at

Redakteur*innen dieses Heftes:
Mo Blau, Andrea Francesconi, Noah Frank, Barbara Frölich, Birgit Leichsenring, Lisa Hermanns, Christian Höller, Ulrike Lunacek, Marlene, Günther Menacher, Jona Moro, Ann-Sophie Otte, Veronika Reininger, Petra M. Springer, Anette Stührmann, Florian Wibmer, Mia Mara Willuhn, Moritz Yvon, Paul Yvon

Besonderer Dank für die Verteilung: Alexander Horinek, sowie unsere Jugendgruppe



Gendergerechte Sprache

- 24 Sprache prägt auch Kongress-Emotion
Ein persönliches Stimmungsbild
- 25 Aber wie soll ich dich dann jetzt ansprechen?!
NoNa
- 28 Neues Denken, neue Sprache
Die Sprache der HOSI Wien
- 29 ICH*
- 30 Wie gebärdet man eigentlich schwul?
- 32 Stigmatisierung und Sprache
Keine Angst vor psychischen Erkrankungen
- 34 Existiert etwas, ohne benannt zu werden?
nicht-binäre Nachrichten

Kultur

- 38 Buchbesprechungen
- 40 Vergangenheitsbewältigung in politisch turbulenten Zeiten
Berlinale Teddy 2021

Sport

- 42 EuroGames 2021
Tanzen auf dem Parkett

Satire

- 46 Lob des Schweigens



Vienna Pride 2021

ein fulminantes
zweiwöchiges Fest der
LGBTIQ*-Community, das
in der
Regenbogenparade mit
150.000 Teilnehmer*innen
gipfelte. Unser Rückblick
durchzieht diesmal als
Serie die gesamte
Lambda: die Photos von
Martin Darling zeigen
unsere ganze
Lebensfreude, unser
Selbstbewusstsein, unsere
Vielfalt und unseren
Stolz, unsere Pride.

Abonnement:
Jahresversandgebühr € 15,-

Bankverbindung:
AT92 1400 0100 10143980
BAWAATWW (BAW AG-PSK)

Leser*innenbriefe und Beiträge
sowie Bestellungen früherer
Ausgaben der LAMBDA an
lambda@hosiwien.at.

Erscheinungstermin der
nächsten Nummer: Q4/2021

Offenlegung nach §25
Mediengesetz: www.hosiwien.at/
offenlegung-lambda



vor kurzem stand auf LinkedIn ein Beitrag mit: „Die mediale Aufmerksamkeit eines Problems verhält sich oftmals umgekehrt proportional zu seiner tatsächlichen Dringlichkeit. [...] Dadurch neigen wir dazu, unsere Zeit mit Scheindebatten und Pseudoproblemen zu verschwenden.“ Zwei Kommentare brachten als Beispiel das Gendern.

Im Standard eine Kolumne von Christoph Winder: Die deutsche Kanzlerkandidatin der Grünen Annalena Baerbock stelle ein Junktim mit einer „für drei Viertel der Deutschen kontraintuitiven Vorstellung in den Raum, wonach Gendern für die Herstellung sozialer Gerechtigkeit absolut unabdingbar sei“. Baerbock solle sich ein Beispiel an Sigrid Maurer nehmen, denn unter anderem habe diese „die Gewohnheit abgelegt, Leute in den Social Media zu maßregeln, wenn jene ihren Ideen von korrektem Gendern zuwiderhandeln.“

Und jetzt nochmal LinkedIn: Dort erhielt ich einen Kommentar, man könne ja sofort erkennen, was für einer ich wäre – ich benutze ja das *.

Das war nicht als Kompliment gemeint. Aber eigentlich war es ja auch richtig – es stimmt, Personen, die * unterscheiden sich von jenen, die nicht *. Es begann mit dem Binnen-I. Die Sichtbarmachung der Frauen mit dem Binnen-I war eine wichtige Errungenschaft, endlich wurden Frauen nicht einfach nur „mitgemeint“. Das allgemein gültige, so genannt „generische“

Maskulinum, das halt einfach so ist, denn so ist halt einfach die deutsche Sprache – das war nicht mehr genug. Inzwischen ist das Binnen-I nicht mehr gut genug. Wir brauchen mehr, denn es gibt so vieles in unserer Welt – männlich, weiblich, transgender, nicht-binär und intergeschlechtlich (und wahrscheinlich habe ich da noch einiges vergessen).

Also ist die Lösung doch ganz leicht: Wir setzen ein *, den Asterisk, und es ist gut. Aber auch da regt sich Widerstand, zum Teil sogar von jenen, die das Binnen-I unterstützen. Bei den Argumenten steige ich aus, die sind mir zu hoch. Wie kann Gendern unwich-

tig sein, wenn es doch eindeutig so vielen Menschen sehr wichtig ist – sonst würden sie ja nicht auf dessen Umsetzung drängen? Wie kann das Erweitern eines Wortes um ein * die Sichtbarkeit der cisgender, binären Bevölkerungsgruppen, also der „Männer“ und der „Frauen“, reduzieren? Wie kann etwas, das nur im geschriebenen Deutsch erkannt werden kann, einmal gut sein (Binnen-I) und einmal schlecht (*)? Beide können auch nur schwer lautmalerisch dargestellt, ausgesprochen werden. Da ist das * sogar leichter, da mache ich eine kleine Pause (den Glottisschlag), das merken die meisten Zuhörer(Pause)innen.

Wahrscheinlich fehlt mir das sprachliche Feingefühl. Es ist ja nicht leicht. Mensch muss sich umgewöhnen, neue Worte lernen, sich alte abgewöhnen und auch noch die Grammatik ändern. Und das ist halt... ganz normal. Passiert ständig. Ich erlernte ja noch die alte Rechtschreibung, vor der Reform, und bin seitdem verwirrt. Und dann musste ich auch noch Internet lernen – ge-e-mail, downgeloaded, ge-googelt – alles neu, alles selbstverständlich. Und es sind ja nicht nur neue Worte, sondern auch neue Arten zu schreiben, #nummernzeichen @digital_natives.

Sprachpurist*innen gab es immer schon, und sie standen immer schon auf verlorenem Posten. Man denke an das ernstgemeinte „Meuchelpuffer“ gegen die verpönte französische Pistole oder den satirisch gemeinten „Gesichtserker“ anstelle der Nase. Einfacher erkennt man es daran, dass schon das Deutsch von vor gerade hundert Jahren seltsam klingt, und jenes von vor mehreren hundert Jahren fast schon wie eine Fremdsprache wirkt. Doch die Proteste sind Teil des Prozesses: These, Antithese, Synthese, so ungefähr. Vor allem streuen sie Salz in die offenen Wunden: Das sind für uns die ganzen noch fehlenden Worte, denn ein * kann nicht alles leisten. Lösungsvorschläge gibt es fast schon zu viele; noch ist keiner allgemein akzeptiert, diese LAMBDA-Ausgabe kann nur eine kleine Zwischenbetrachtung sein. Der Prozess läuft noch und wird sich noch ein, zwei Generationen hinziehen. Ich bin überzeugt, dass er am Schluss in einem neuen, angepassten Deutsch enden wird. Ich weiß allerdings nicht, wie dieses aussehen wird. Ich werde mich sicherlich daran gewöhnen.

Sven Mostböck
Chefredakteur



Eine Gruppe engagierter Frauen

Die Lesbienbewegung hat in Österreich eine lange Geschichte. In der HOSI Wien gibt es nun seit bereits 40 Jahren eine Lesbien*gruppe: Eine Gruppe engagierter Frauen, die Seite an Seite für LGBT- und Frauenrechte kämpfen.

Die Kämpfe haben sich teilweise verändert, einige wurden gewonnen, viele sind heute noch ebenso relevant. Österreich hat eine lange und dunkle Geschichte von Diskriminierung bis hin zur Verfolgung lesbischer Frauen – als eines der wenigen Länder, wo weibliche Homosexualität kriminalisiert war und in dem ein stark konservatives Frauenbild, das in vielen Köpfen bis heute existiert, vorherrschte: Der Befreiungskampf queerer Frauen und Lesben ist zentraler Bestandteil der LGBT Bewegung. Und heute ist es wichtiger denn je, einen konsumfreier Raum exklusiv für queere Frauen, Lesben und sich auf dem weiblichen Spektrum definierende Personen zu haben. Unsere Lesbien*gruppe bietet somit einen dringend benötigten Raum zum Austauschen, Vernetzen und auch zum Politisierten. Diesen Raum aufrecht zu erhalten und zu bewahren ist essenziell, da es selbst in Wien viel zu wenige Räume dieser Art gibt und viele dieser leider noch immer nicht transinklusive sind.

Gegenwärtig haben lesbische und queere Frauen noch immer viele Kämpfe auszufechten. Nach wie vor mangelt es an Sichtbarkeit von Frauen in der queeren Bewegung, sie ist immer noch männerdominiert. Auch wenn ich in meiner Funktion auf den Schultern vieler beeindruckender HOSI Wien Aktivist*innen stehe, musste ich schnell lernen, dass wir als Lesben auch in politischen Räumen nach wie vor ganz anderen Diskriminierungsformen als unsere männlichen Gegenüber ausgesetzt sind. Das beginnt beim Nicht-ernst-genommen-werden in vielen Räumen und geht bis hin zu Sexismus in queeren Räumen. Schwul sein schützt nicht davor ein Sexist zu sein. Hier muss auch in unserer eigenen Community noch einiges an Arbeit geleistet werden.

Aber auch die Mehrfachdiskriminierungen, die lesbische und queere Frauen erfahren – aufgrund von Sexualität, Geschlecht, Hautfarbe, Herkunft oder Transphobie – sind heute offensichtlicher denn je. Dass unser Kampf intersektional sein muss, ist unbestreitbar.

Und das alles können wir nur gemeinsam! Durch den politischen Austausch, der bei den Frauen in der HOSI Wien passiert, gibt es gegenseitige Unterstützung und Empowerment. In einer Welt, die Individualismus und Einzelkämpfe als Standard setzt, ist es umso wichtiger, dass wir uns vernetzen und

organisieren. Nur so können wir unsere Stimmen hörbar machen und uns den Raum nehmen, der uns zusteht – in der Community und in der Welt. Das ist nur möglich, wenn man vereint auftritt und Rückhalt in der eigenen Community hat.

Genau das macht unsere Lesbien*gruppe: Sichtbarkeitsprojekte wie der Lesbientruck bei der EuroPride entstehen auf Initiative der Frauen in der Gruppe. Auch die internationale Vernetzung wird, zum Beispiel als Mitglied der EL*C, von den Frauen der HOSI Wien in einzigartiger Weise vorangetrieben.

Eines steht fest: Auch zukünftig wird die HOSI Wien Lesbien*gruppe ein Heimathafen für lesbische Aktivist*innen in Wien sein. Sie ist und bleibt ein Ort, wo Austausch, Gemeinschaft, politischer Aktivismus, aber auch Spaß gleichermaßen im Fokus stehen. Bei unsere neuen Lesbien*referentin Lisa Hermanns weiß ich die Lesbien*gruppe in guten Händen. Seite an Seite werden die lesbischen und queeren Frauen weiterhin für unsere Rechte eintreten und gemeinsam dafür kämpfen, endlich vollständig gleichberechtigt zu sein!

Ann-Sophie Otte
Obfrau HOSI Wien



Foto: Marie Dvorzak



Regelmäßig

Lesbenabend: Mittwoch, ab 19:00 Uhr (nur für Frauen)

QYVIE Queer Youth Vienna

Coming-Out-Treff, Donnerstag, 17:30 – 19:00

Jugendabend (für alle bis 28), Donnerstag, ab 19:00

Queer-Yoga: Sonntag, ab 12. April, 19:00 - 21:00

50+ Prime Timers: jeden 3. Dienstag im Monat, 18:00-22:00

Wo? Heumühlgasse 14/1, 1040 Wien (U4 Kettenbrückengasse)

Alle Events Tages- und Corona-aktuell auf hosiwien.at/events

Du möchtest das Gugg buchen? Melde Dich unter
OFFICE@HOSIWIEN.AT

Liebesbrief

An die Redaktion von LAMBDA – Pride-Edition

Im Impressum stehen männliche Hauptverantwortliche des LAMBDA, also richte ich mich an diese: (Es scheinen auch weibliche Mitarbeiterinnen als „Redakteurinnen“ auf, ich nehme an, das sind Autorinnen von Beiträgen).

Leider habe ich keine Freude mehr mit LAMBDA. Es gefällt mir schon lange nicht mehr. Aber die „Pride Edition“ finde ich besonders misslungen. Außer dem seriösen, weil informativen Beitrag von Ulrike Lunacek gefällt mir – nichts:

Das Lektorat ist schlecht, es gibt viele orthographische Fehler, Satzzeichenfehler, Wiederholungen, dass die Artikel bei bestem Willen leider auch schwer zu lesen sind. Am Schlimmsten aber ist das Layout und die ganze Aufmachung des Heftes, aufgebläht, aufgemaschert verziert, glatt, humorlos und teuer gemacht. Ich vermisste eine griffige, sich zurücknehmende, umweltbedachte Haptik; eine ansprechende Optik, und eine dem Bild- und Textmaterial untergeordnete Präsentation. Stattdessen kommt LAMBDA für mich uniform hart, laut und kostspielig daher: Knüller, Augenboxer, mich stößt das ab. Mich verlockt nichts, weshalb ich mich mit den Artikeln gar nicht genauer befassen, geschweige denn das Heft weiter reichen will.

Es tut mir leid, dass ich das so sagen muss, denn ich will niemand verletzen. Aber ich musste es sagen, weil LAMBDA mir im Prinzip ein Anliegen ist. Ich komme aus einer anderen Generation, der von Helga Pankratz, die ich auch im LAMBDA noch immer schmerzlich vermisste. In den früheren LAMBDA-S waren dank Helga Pankratz, Kurt Krickler und Gudrun Hauer auch Witz und Schärfe dahinter. Es gab auch Glossen und Kommentare zum Zeitgeschehen, Selbstkritisches und Angriffiges. Anscheinend ist niemand mehr da, die/der das kann, was die konnten.

Ich komme da nicht mehr mit. Bin gespannt ob ihr das veröffentlichten werdet. Immer noch solidarisch, aber leider ziemlich deprimiert

Brigitte Menne

Liebe Brigitte,

Danke, dass du dir die Zeit für einen Brief genommen hast - natürlich veröffentlichen wir ihn! Uns ist nur allzu bewusst, dass wir nicht fehlerfrei sind. Wir prüfen jeden Artikel mehrfach, aber natürlich rutscht unserem kleinen Team immer wieder etwas durch. Das tut uns leid, wir bemühen uns redlich. Was das Layout betrifft: Geschmäcker sind natürlich verschieden, aber wir wollen bewusst Raum für Experimente. Damit gehen wir ein spannendes Risiko ein. Was wir dir aber versichern können, ist, dass unser Layout keineswegs teuer ist. Ganz im Gegenteil: Es wird zu 100% ehrenamtlich erbracht und wir sind Apostolos zu tiefst dankbar dafür.

Was wir übrigens in deinen Worten klar lesen, ist, dass dir die LAMBDA am Herzen liegt. Wir laden dich und alle anderen Interessierten sehr herzlich ein, an einer besseren LAMBDA mitzuarbeiten und gerne auch schon an der nächsten Redaktionssitzung teilzunehmen. Schreib uns bitte einfach an lambda@hosiwien.at, dann schicken wir dir den Termin!

- die Redaktion

Horst Kreuzahler Aktivist der ersten Stunde 1954-2021



Betroffenen teilen wir mit, dass

Horst Kreuzahler
Dr. med. univ.

gänzlich unerwartet im 67. Lebensjahr
gestorben ist.

Er war uns Freund, Helfer
und liebevoller Partner.

Wir verabschieden uns am
Montag, den 9.8.2021, um 13 Uhr
in der Feuerhalle Wien-Simmering.

Seine Familie, seine Lebensgefährten,
seine Freundinnen und Freunde.

Anstelle freundlich zugedruckter Blumenpenden: bitten wir um eine
Spende zugunsten des Heuerhauses. A128 2011 1284 2049 1700.

1130 Wien, Testarellgasse 18/8

W Digga, wessen Sprache?!

Jugendstil

Wie viel man über Sprache und Wording diskutieren kann, sheesh! Manchmal ist es doch echt einfach nur cringe, an was Erwachsene sich aufhängen – dann schreibt man halt mit nem Sternchen, wenn nicht nur Männer gemeint sind, who cares? Sind doch alles Geringverdiener*innen, die das nicht hinkriegen. Manchmal ist Sprache aber auch echt wyld, ich meine wer hat sich bitte dieses peinliche „papatastisch“ ausgedacht?! Akkurat wär ma-

ximal „fantastisch“, aber „papatastisch“? Genauso sus wie diese Mittwoch-Memes, ey. Dann is' halt Mittwoch, ihr seid trotzdem nicht meine Kerle! Und wer sich jetzt denkt „same“, hat's voll gerafft mit Sprache – veränderlich vergänglich, und was akkurat ist oder nicht, ändert sich halt auch. Und leider hängt einiges vom subjektiven Empfinden der Sprechenden Person ab.

Wer bis hierher gelesen hat, und sich fragt, welche merkwürdigen Formulierungen da ihren Weg in die LAMBDA gefunden haben – alles was irgendwie zu fesch klingt, sind Vorschläge zum Jugendwort 2021. Und weil sich die Autorin dieser Zeilen nicht mit allen Ausdrücken identifizieren mag, geschweige denn die meisten jener regelmäßig am Jugendabend zu hören sind, klingen obige Zeilen wohl noch komischer.

Unabhängig davon, dass die Jugendworte des Jahres stets ein wenig Verwirrung stiften, insbesondere bei jenen, die von sich selbst behaupten, nah an „der Jugend“ zu sein, um dann festzustellen, dass ihnen keiner ihrer Neologismen so recht geläufig ist (außer natürlich das altgediente „Digga“), ist die Kür des Jugendwortes durch den Verlag Langenscheidt doch eine jährliche Erinnerung daran, dass Sprache sich verändert – und dass diejenigen sie prägen, die sie nutzen. Im Falle der Jugendwörter geht es da um eine abstrakte Gruppe junger Menschen, die Sprache in ihren Kreisen verwenden, neu prägen und weiterentwickeln. Bei sprachlicher Inklusion hingegen steht nicht vorrangig die Veränderung der Sprache auf dem Spiel, sondern die Abbildung, ja oft sogar die Anerkennung der Lebensrealitäten vieler Menschen. Was kostet es, das Gendersternchen zu benutzen, um geschlechtliche Vielfalt im geschriebenen Wort abzubilden? Nachdenken für 2 Cent. Was be-

deutet es Menschen, die beim generischen Maskulinum nicht mitgemeint sind? Und was erst Menschen, deren Geschlechtsidentität sich weder im sprachlichen Maskulinum noch Femininum wiederfindet? Es bedeutet, davon ausgehen zu können, mitgedacht zu werden, anerkannt zu werden. Und dass Menschen die Existenz nicht abgesprochen wird, weil ihre Identität nicht in ein veraltetes, binäres, sprachliches Muster passt.

Auch in der Jugendgruppe tut sich sprachlich einiges. Vom Queer Youth Café sind wir in diesem Jahr zu den QYVIEs (sprich: Kiwis) geworden – Queer Youth Vienna. Leuchtet es ein, eine queere Jugendgruppe nach einer grünen Frucht oder einem mehr oder weniger hässlichen Vogel zu benennen? Nein! Passt der Name trotzdem sehr gut? Ja! Wer darf das entscheiden? Na, die QYVIEs. Sheesh oder?

Ihr merkt sicher, die Analogie hinkt etwas, aber worauf ich hinaus will, ist hoffentlich trotzdem klar: Lasst Menschen sich selbst benennen, wie sie möchten, inklusive Pronomen, und wenn jemand sagt, dass die Person sich in angewandter Sprache nicht wieder findet, dann lasst uns diese Sprache doch einfach überdenken. Die Debatte ähnelt der mit konservativen Menschen: zu erwarten, dass sich alle wohlfühlen, wenn sich nichts ändert, ist ganz schön naiv – und wir wollen doch alle dazugehören. Und sich in die Namens- oder Pronomenwahl von Menschen einzumischen, ist einfach irgendwie cringe, Digga.

Lisa Hermanns
Team QYVIE



Foto: Marie Dvorzak



Transgender - das dritte Geschlecht in der Wiener Politik.

Journalistisches Porträt über Dominique Mras

eine Frau ist. Sie entschloss sich ihr körperliches Geschlecht dem selbst gelebten weiblichen Geschlecht anzugleichen und als transidente Frau weiterzuleben. Seit sie sich im Jahr 2018 geoutet und öffentlich dazu bekannt hat, geht es ihr physisch und psychisch viel besser.

LGBTIQ*-Politik heißt für Mras Gleichstellungspolitik und Antidiskriminierungsarbeit, wovon in der Gesellschaft alle profitieren: mit den gleichen Rechten und Pflichten geboren zu sein! Ihr politisches Engagement sei feministisch und sozialdemokratisch, was den gemeinsamen Kampf gegen kapitalistische patriarchale Strukturen bedeutet. Die Gesellschaft müsse sich in diese Richtung weiterentwickeln, damit alle Geschlechter gleichberechtigt demokratisch mitbestimmen können, sagt sie. Transidente Frauen suchen genau das gleiche wie cis Frauen in Frauenräumen, nämlich Schutz vor männlicher Gewalt. Ihnen den Zugang zu diesen Schutzräumen zu verwehren und Ängste zu schüren, transidente Frauen wären sogenannte verkleidete Männer, schiebe sie nur stärker ins Abseits einer vulnerablen Personengruppe, sagt Mras. Sie sehe es daher als Fehler, transidente Frauen von feministischen Organisationen bewusst auszuschließen. Es sei die Aufgabe der Politik für ein respektvolles Miteinander zu sorgen und Ängste abzubauen, sagt die 32-jährige Bezirkspolitikerin.

Seit mehr als zehn Jahren ist Mras in der Kulturszene, in einem Theater am Alsergrund, aktiv. Derzeit arbeitet sie hauptberuflich als parlamentarische Mitarbeiterin für den Nationalratsabgeordneten Mario Lindner im SPÖ-Parlamentsklub. Im Jahr 2019 hat sie zum ersten Mal als LGBTIQ*-Politikerin der SoHo bei der österreichischen Nationalratswahl kandidiert. Seit der letzten Bezirksvertretungswahl im Oktober 2020 in Wien ist sie Mandatarin im Bezirksparlament in Wien-Alsergrund, wo sie im Umweltausschuss und in der Kulturkommission mitentscheidet. Ihr Antrag für den ersten Trans-Pride-Schutzweg im neunten Bezirk wurde einstimmig beschlossen und in der Nähe des Allgemeinen Krankenhauses, AKH-Wien, umgesetzt. Jedoch ist dieser Schutzweg vor allem als politisches Zeichen wahrzunehmen, um Vielfalt und Akzeptanz der Geschlechtergerechtigkeit öffentlich sichtbar zu machen. Schließlich gibt es noch viele Einschränkungen für LGBTIQ*-

Transmann verprügelt: Ich lag zwei Tage lang im Spital...“ so ist eine Schlagzeile Anfang August 2021 in einer österreichischen Boulevardzeitung zu lesen. Es passierte in der europäischen Regenbogenhauptstadt Wien als eine Gruppe von Jugendlichen den 18-jährigen transidenten Mann körperlich brutal attackierte und wegen seines Aussehens mobbte. „Bereits in den frühen 1980er Jahren begann die Bewegung der Homosexuellen in Wien für die gleichen Rechte zu kämpfen. Aber erst rund vierzig Jahre später seien transidente Personen im Alltag erkannt“, sagt die 32-jährige transidente Bezirkspolitikerin Dominique Mras. Deshalb gebe es in der Politik noch viel zu tun, für ein diskriminierungsfreies Leben, weil für Mras werden transidente Menschen noch stärker diskriminiert als Schwule, Lesben und bisexuelle Personen, sagt sie.

Dominique Mras sieht sich selbst als binäre transidente Frau, möchte mit den Pronomen „sie“ und „ihr“ angesprochen werden. Doch das dritte Geschlecht als alternativen Geschlechtseintrag einzuführen ist ein wesentlicher Schritt im Kampf um selbstbestimmt in dem Geschlecht zu leben, das Menschen in ihrem Alltag real verkörpern und empfinden. Nicht alle transgender Personen können oder wollen sich im binären Spektrum verorten.

Dominique Mras wurde bei der Geburt das männliche Geschlecht zugewiesen, aber sie fühlte sich in der eigenen Haut nicht wohl. Umgeben von Depressionen in den jungen Jahren merkte sie mit der Zeit, dass sie



Straßenbahn-Patenschaft

30 Austrian Gay Professionals und Queer Business Women



Menschen im Bereich der Gesundheit. Daher ist dieses Zeichen der öffentlichen Sichtbarmachung nur ein erster Schritt. Gemeinsam mit dem Nationalratsabgeordneten Lindner entwickelt Mras ein Konzept mit gesundheitlichem Aspekt zu LGBTIQ*. Dabei arbeitet sie auch mit Aktivist*innen aus der LGBTIQ*-Szene und mit vier Parlamentsabgeordneten der anderen Fraktionen die Grünen und Neos kommunikativ gut zusammen. Doch progressive Mehrheiten im österreichischen Parlament zu finden, um zum Beispiel beim Personenstand die Geschlechtseinträge rechtlich abzusichern, ist eine Herausforderung und scheitert derzeit an der konservativen ÖVP-Mehrheit im Parlament.

Abgesehen von Mras politischer Tätigkeit als transidente Bezirkspolitikerin sieht sie sich persönlich mehr als pansexuell, was für sie bedeutet, der Mensch und nicht das Geschlecht stehe im Vordergrund, sagt sie. Mras studierte Politikwissenschaften an der Universität. In ihrer Studienzeit und während ihres ehrenamtlichen Engagements in der SPÖ habe sie ihr Coming-out, durch Psychotherapie unterstützt, vorbereitet. Seit dem Jahr 2018 geoutet lebt Mras als Frau und ist seit der Änderung des Personenstands im Jahr 2019 rechtlich als Frau anerkannt. Die medizinischen Behandlungen, die für viele transidente Menschen notwendig sind, wie Hormontherapien, hat sie bereits abgeschlossen. Dennoch wird Mras als transidente Frau in ihrem persönlichen Umfeld noch oft abgelehnt, aber in ihrem familiären Umfeld, wird sie – nach Anfangsschwierigkeiten mit ihrem Vater – unterstützt, sagt sie. Schließlich fühle sie sich nach ihrem Coming-out endlich besser. Sie kann nun ihre eigene Geschlechtsidentität offen zeigen und sie selbst sein, ohne sich zu verstecken. Sie lebt derzeit als Frau mit einem cis Mann in einer Beziehung. Abseits ihres beruflichen und politischen Wirkens schaut sie in ihrer Freizeit Science-Fiction-Filme an oder passt auf ihren sechs-jährigen Neffen, den Sohn ihres Bruders, regelmäßig auf.

Seit mehr als zehn Jahren lebt sie am Alsergrund, im neunten Wiener Gemeindebezirk. Dort ist sie auch als Sucht- und Drogenbeauftragte in der Bezirksvertretung aktiv. Ihr ist es wichtig, sowohl Menschen mit Migrationshintergrund, die aus ihrer Heimat flüchten mussten, wie auch Sucht- und Drogenkranke

mehr zu integrieren, statt an den Rand der Gesellschaft zu drängen. Einer ihrer Beweggründe sich politisch zu engagieren waren die Widerstände gegen eine Flüchtlingsunterkunft sowie gegen die Suchtberatungsstelle in ihrem Bezirk, die sie fassungslos machten. Die jährliche Kultur Card Alsergrund, die regelmäßig den Bewohner*innen leistbares Kulturvergnügen anbietet, und der erstmals ins Leben gerufene Alsergrunder Kultursommer mit über 40 Veranstaltungen großteils bei freiem Eintritt zählen auch zu Mras bezirkspolitischen Aktivitäten. Ihr ist dabei wichtig, Kulturprojekte aus dem öffentlichen Bezirkskulturbudget transparent zu fördern sowie Geschlechtergerechtigkeit und niederschweligen Zugang in den Kulturleitlinien des Bezirks zu berücksichtigen. Besonders kleinere und nicht parteipolitische Kulturvereine unterstützt sie. Als Bezirkspolitiker*in tauscht sie sich gerne mit den Menschen vor Ort aus und bietet jeden Dienstag Sprechstunden für die Bevölkerung im neunten Bezirk an. Auch ihre Vorbilder sind in den politischen Reihen zu finden: Die erste österreichische Frauenministerin Johanna Dohnal, der frühere US-Präsident J.F. Kennedy sowie der Parteipolitiker und ehemaliger Wiener Bürgermeister Michael Häupl. Jedoch eine eigene parteipolitische Karriere als Politikerin in das österreichische Parlament habe sie derzeit noch nicht geplant, sagt die transidente Bezirkspolitikerin Dominique Mras.



Foto: Michael Schwendinger

Foto: Bettina Frenzel



Veronika Reininger



WorldPride 2021 Kopenhagen und Malmö

Homophobie muss unpopulär werden

Regnerische Tage mit heftigem Wind zu Beginn taten der Freude über die Begegnungen keinen Abbruch: Die ganze Stadt Kopenhagen erstrahlte in Regenbogenfahnen und -farben an allen Ecken und Enden, am Rathausplatz gab es im WorldPride Village eine große Bühne und viele verschiedene kulinarische Spezialitäten.

Copenhagen 2021 mit den EuroGames, der größten je stattgefundenen LGBTI-Menschenrechtskonferenz und der WorldPride Parade am Schluss war DAS Ereignis der queeren Community heuer. Erfreulich war, dass Aktivist*innen aus Afrika, Lateinamerika und Asien, viele von ihnen durch etwa 250 Stipendien unterstützt und teils wegen wechselnder Covid-Landesbewertungen sehr kurzfristig, nach Dänemark kommen konnten.

Ein unglaublich vielfältiges Programm

Es begann am Donnerstag, 12. August, mit zahlreichen Veranstaltungen im WorldPride House und im WorldPride Park im schwedischen Malmö – denn Copenhagen 2021 hatte sich ein grenzübergreifendes Festival vorgenommen, und als Symbol dafür erstrahlte die Brücke über den Öresund des nächstens in den Regenbogenfarben. In Malmö fand nicht nur der Eiskunstlauf-Wettbewerb statt. Der Höhepunkt war zweifellos der große Gipfel zu Flüchtlingen, Grenzen und Immigration im Rahmen eines der zehn Themen des Menschenrechtsforums, „Grenzen, Dekolonisierung und Rassismus“.

Am Freitag wurde das Fluid Festival in Kopenhagen eröffnet: ein Raum, um Frauen, genderqueere und nicht-binäre Identitäten zu feiern. Der Name dieses Festivals zeigt eine den Zeichen der Zeit geschuldete Entwicklung: Ursprünglich sollte es „Frauen und Frauen“ heißen, dann wurde „nicht-maskulin“ überlegt, und letztlich wurde „Fluid Festival“ draus – ein großartiges, durchaus politisches, Festival mit zahlreichen Lesungen und Konzerten, mit internationalen Teilnehmer*innen, vielen Les-

ben, indigenen, Trans- und anderen Frauen. Es war schließlich ein von alten und jungen Feminist*innen und vielen anderen gerne besuchter Ort.

#YouAreIncluded

Dieses Motto galt für alle Ereignisse, von der LGBTIQ+-Menschenrechtskonferenz, über die Sports Leader Conference, bis hin zur großen Parlamentarier*innen-Versammlung und schließlich der WorldPride Parade: überall hingete, leuchtete, war dieses Motto zu lesen, und es machte klar, was viele immer wieder wiederholten: Angesichts des drohenden Backlashes, der Rückschritte, die wir in vielen Ländern erleben – egal ob arm oder reich, im Norden oder Süden der Welt, in demokratischen wie autoritären Ländern – bis hin zum schlimmsten außen- und geopolitischen Ereignis dieses Sommers, der Machtübernahme der Taliban in Afghanistan – angesichts all dieser Ereignisse sind wir in der LGBTIQ-Community gefordert, unsere Vielfalt anzuerkennen und nicht die einzelnen Identitäten gegeneinander auszuspielen.

Auf der Sports Leader Konferenz, die ich als Moderatorin eröffnen durfte, sprach u.a. der britisch-jamaikanische Schwimmer Michael Gunning, der 2018 sein Coming-out hatte, bei zwei Weltmeisterschaften mitschwamm und sechs jamaikanische Rekorde hält. Auf die Frage, wie er seine Aussage meinte, dass er nach seinem Coming-out ein besserer Athlet war, antwortete er: „Ich musste nicht mehr jemand sein, der ich nicht war, und konnte mich einfach aufs Schnell-Schwimmen konzentrieren! Und die Leute um mich herum hatten keine Angst mehr davor, mir Fragen zu stellen.“ Sichtbarkeit – und das Engagement gegen sexistische Kleidungs Vorschriften für Frauen sowie die „intelligente Einbeziehung“ von Transpersonen waren drei der wichtigsten Themen bei dieser Konferenz.



Die Eröffnung der Menschenrechtskonferenz brachte eine Premiere für WorldPride: Erstmals war ein Mitglied einer königlichen Familie Schirmherrin, und hielt noch dazu an beiden Konferenzorten, UN City und Veranstaltungshalle Okneshallen, zwei beeindruckende Reden: Der aus Australien stammenden Kronprinzessin Mary von Dänemark war bei ihren Vorträgen anzumerken, dass ihr diese Auftritte wichtig waren, dass sie voll und ganz hinter den Forderungen nach gleichen Rechten steht.



Luna-Check

Sie brachte ihre Unterstützung mit dem südafrikanischen Sprichwort zum Ausdruck: „Weder Liebe noch Regen suchen sich das Gras, auf das sie fallen, aus.“

Und es gab noch viele weitere beeindruckenden Ereignissen in diesen zehn Tagen:

„Lesbians Free Everyone“ ist eine großartige Doku über die erste deklarierte Lesbe, die 1995 das Plenum einer UNO-Konferenz adressierte, der Weltfrauenkonferenz in Beijing. Die damalige Aktivistin und heutige Regisseurin Beverly Ditsie brachte im Covid-Jahr 2020 viele der damaligen Aktivistinnen online zu Gesprächen zusammen. Es wurde ein bewegender Film über die Ängste vor, den Hass gegen und das gegenseitige Empowerment lesbischer Frauen damals und heute. In der anschließenden Fragestunde rief sie uns alle auf, mehr zu tun, um „Homophobie unpopulär zu machen“, also den Verbreiter*innen von Hass und Hetze den emotionalen Boden abzugraben. Mit den beiden Vorsitzenden der LGBTI-Intergroup im Europaparlament haben ich übrigens schon vereinbart, dass wir – ev. schon 2022 – eine Europatour mit Beverly Ditsie und ihrem Film organisieren wollen!

Die vier Stadien der Rückschritte

Die Parlamentarier*innenkonferenz, die ich am Freitag, 20. August, moderierte, brachte mehr als 100 gewählte Abgeordnete aus allen Kontinenten physisch und virtuell im Folketing, dem dänischen Parlament, zusammen - alle, egal welcher sexuellen Orientierung oder Geschlechtsidentität, geeint in ihrem Engagement gegen Diskriminierung und Hass. Viele von ihnen sahen auch unsere hart erkämpften demokratischen Strukturen in Gefahr. Der dänische Gleichstellungsminister wiederholte die Aussage der EU-Kommissionspräsidenten Ursula von der Leyen, die zum jüngsten homo-, lesbo- wie transphoben Gesetz der ungarischen Regierung festgestellt hatte: „LGBTI ist keine Ideologie, sondern eine Identität“. Religiöse Freiheiten dürften nicht über LGBTI-Rechten gehandelt und bewertet werden, darüber waren sich ebenso alle einig.

Besonders beeindruckend, aber auch bedrückend, war die Video-Rede des ugandischen Abgeordneten Fox Odoi – er ist auch Vorsitzender des parlamentarischen Menschenrechtsausschusses. Er hielt vier Stadien der „sehr besorgniserregenden Rückschritte“ in seinem Land, aber nicht nur dort, fest: Zuerst



aktive Belästigung und Verfolgung. Doch es sei „nicht alles verloren“, und es lohne sich zu kämpfen. In dieselbe Richtung argumentierte Robert Biedron, der bekannte polnische Europaabgeordnete, früher Aktivist und auch offenschwuler und direkt gewählter Bürgermeister einer 100.000 Einwohner-Stadt: „Ein anderes Polen ist möglich“.

Und dann war da auch noch Victor Madrigal-Borloz, der erste Unabhängige Experte der Vereinten Nationen zum Schutz vor Gewalt und Diskriminierung auf Basis von sexueller Orientierung und Geschlechtsidentität. Sein „Job“ wurde 2017 geschaffen, nachdem an die 1.300 Organisationen der Zivilgesellschaft weltweit dessen Einrichtung verlangten! Seine Berichte – wie der jüngste zu Gender Theory – sind nachzulesen auf <https://www.ohchr.org/EN/Issues/SexualOrientationGender/Pages/VictorMadrigalBorloz.aspx>

Abgeordnete aus Fidschi, Taiwan, Argentinien, der Dominikanischen Republik, Brasilien, Neuseeland, Nordmazedonien und vielen anderen Ländern gaben ein beeindruckendes Bild darüber, was auch in schwierigen Zeiten, mit viel Herzblut und strategischem Denken, zu erreichen war, gegen massive Widerstände. „Sichtbarkeit, Gesetze und Verbündete“ waren wohl die meist gebrauchten Vokabel der Konferenz – und es wird an einer Fortsetzung im Rahmen von WorldPride 2023 in Sydney gearbeitet.

Ulrike Lunacek

Ulrike Lunacek, bis 2020 langjährige Bundes- und Europapolitikerin der Grünen, war Mitglied des International Advisory Board und Moderatorin für das Human Rights Forum von Copenhagen 2021.

HOSI Wien im Sommer

Das Gugg öffnete seine Pforten wieder, mit Wiederaufnahme von Jugend- und Lesben*abenden, Queer Yoga, und auch Events wie dem „House of King“.

Am 18. Mai besprachen Obfrau Ann-Sophie Otte und Katharina Kacerovsky-Strobl mit Vizebürgermeister Christoph Wiederkehr Themen vom queeren Jugendzentrum bis zur Vienna Pride 2021.

Obfrau Ann-Sophie Otte vertrat am 5. Juni die HOSI Wien mit einer Rede auf der Demo zum Stopp von Umpolungstherapien, organisiert von den NEOS und den Grünen Andersrum. Die Demo fand passend am Platz Der Menschenrechte statt.

Vom 7. bis 20. Juni feierten wir die Vienna Pride 2021, mit realen und virtuellen Events. Höhepunkt war die 25. Regenbogenparade am 19. Juni, mit ungefähr 150 000 Teilnehmer*innen. Ein weiteres Highlight war das Hissen der Regenbogenflagge an der AHS Rahlgasse durch unsere Vereinsgruppe FLAGIncludet gemeinsam mit Gesundheitsminister Wolfgang Mückstein und Bezirksvorsteher Markus Rumelhart. „Schulen sind entscheidend, um Vielfalt und Akzeptanz zu vermitteln und für alle Jugendlichen ein gutes, sicheres Umfeld zu schaffen. Deshalb freuen wir uns sehr, dass inzwischen knapp 50 Schulen in Wien mitmachen und ihren lesbischen, schwulen, bisexuellen, transgender, intergeschlechtlichen und queeren (LGBTIQ-) Schüler*innen den Rücken stärken“, so Projektleiter Michael Kudler.

Nachdem es seit Jahren gefordert wurde, war es nun endlich soweit: am 7. Juni äußerten Justizministerin Alma Zadić und Landesgerichtspräsident Friedrich Forsthuber eine Bitte um Entschuldigung bei den Opfern der Homosexuellen-Strafverfolgung. Obfrau Ann-Sophie

Ein unvollständiger Blick auf die letzten Monate

Otte und Vereinssekretär Moritz Yvon waren dabei: „Das ist ein enorm wichtiges Signal für all jene, die menschenrechtswidrig kriminalisiert worden sind“. Ann-Sophie Otte wurde dazu auch von Puls24 interviewt. Jetzt müssen aber noch Taten folgen, wie die vollständige Rehabilitation und Entschädigung der Opfer. Das hat die

HOSI Wien bereits in einem Hintergrundgespräch des BMJ eingebracht.

Die Bezirksvertretung Margareten beschloss am 10. Juni, den Platz im Bereich Schönbrunner Straße/Strobachgasse zum „Helga-Pankratz-Platz“ zu benennen. Helga Pankratz war praktisch von Beginn an in der HOSI Wien aktiv. 1981 gründete sie gemeinsam mit Doris Hauberger die Lesben*gruppe (siehe auch Seite 16), später folgten die Jugendgruppe und das Schulbesuchsprojekt queerconnexion. Von 2001 bis 2004 war sie Obfrau der HOSI Wien. 2000 erhielt Helga Pankratz als erste Person den „Gay and Lesbian Award“ für besondere Verdienste um die rechtliche und gesellschaftliche Gleichstellung von Lesben und Schwulen in Österreich. Sie verstarb 2014 in Wien.

Am 3. Juli fand die 41. Generalversammlung der HOSI Wien statt. Diesmal wurden aufgrund des Ausfalls in 2020 gleich zwei

Jahre besprochen, 2019 und 2020. Vor allem wurde auch unser neuer geschäftsführender Vorstand gewählt: Obfrau Ann-Sophie Otte, Schriftführerinnen Barbara Fröhlich und Lui Fidelsberger, Kassiere Peter Funk und Markus Steup



Am 18. Mai bei Vizebürgermeister Christoph Wiederkehr



Ann-Sophie Otte, Peter Funk, Barbara Fröhlich, Markus Steup

Sprachliche Inklusion soll Weg zum gemeinsamen feministischen Kampf ebnen

Räume gehören, aber erst gar nicht, sondern ihre Inklusion ist eine Selbstverständlichkeit.

Natürlich kann man respektvoll, sachlich und an einem ehrlichen Fortschritt für ALLE vom Patriarchat betroffenen Personen interessiert diskutieren, was die Inklusion von trans* Frauen für das politische Subjekt „Frau“ (so es sie denn in dieser Verallgemeinerung gibt) bedeutet. Natürlich machen trans* Frauen andere Erfahrungen als cis Frauen, genau wie lesbische Frauen (egal ob trans* oder cis) andere Erfahrungen machen als Heteras. Diese unterschiedlichen Erfahrungen anzuerkennen darf aber nie eine Vereinzlung unserer Kämpfe bedeuten. Gerade die Vielfalt an Erfahrungen muss unsere Stärke im Kampf gegen das Patriarchat sein – denn je mehr Erfahrungen wir anerkennen und einbeziehen, desto größer die Kraft unserer Bewegung.

Queere Frauen haben viele Gründe zusammen zu stehen und gemeinsam zu kämpfen. Gegen das Patriarchat, dessen Strukturen uns unterdrücken und das so viele Menschen (inklusive viele Männer) an einem freien und selbstbestimmten Leben hindert. Und trotzdem kommt es immer wieder zu Zerwürfnissen zwischen queeren Frauen, wie zum Beispiel in diesem Jahr über das Lesbianfrühlingstreffen, das seit 1974 an jährlich wechselnden Orten in Europa stattfindet. Bei Streitigkeiten zwischen Lesben bzw. queeren Frauen und Feministinnen unterschiedlicher Richtungen geht es oft um die vermeintliche Problematik der Inklusion von trans* Frauen. Beim Lesbianfrühlingstreffen 2021 ist es mal wieder eine der ältesten Institutionen für lesbische Frauen, die sich nicht mit Ruhm bekleckert hat, sondern vermutlich den ersten Stich für ihr eigenes Grab getan hat: Es wurde über, aber nicht mit trans* Frauen gesprochen, da als Referentinnen nur cis Frauen eingeladen waren. Für die allermeisten modernen queeren Frauen und Feministinnen stellt sich die Frage, ob trans* Frauen in lesbische und/oder feministische

Im L.Mag (Ausgabe Juli/August 2021), dem einzigen deutschsprachigen Lesben-Magazin, kontert eine der Organisatorinnen des Lesbianfrühlingstreffens den Vorwurf der Transfeindlichkeit, indem sie behauptet, Kritik an Lesbenprojekten ohne Sternchen sei frauenfeindlich, auch weil diese Kritik oft härter ausfällt als Kritik an schwulen Projekten ohne Sternchen. Meiner Ansicht nach sind das Problem aber nicht Projekte ohne Sternchen, sondern der Umgang dieser mit trans* Personen. Auch macht die Vehemenz der Kritik an lesbischen Projekten im Vergleich zu schwulen Projekten die Kritik nicht frauenfeindlich – sondern der Ausschluss von (binären) trans* Frauen aus lesbischen Projekten ist frauenfeindlich.

Im Sinne der Bündelung unserer Kräfte und Erfahrungen gegen das Patriarchat müssen wir einen inklusiven Zugang schaffen, und hier ist das Thema Sprache besonders wichtig. Oft reden wir aneinander vorbei, übereinander statt miteinander. Wen heißen wir bei unseren Veranstaltungen willkommen? Wen denken wir mit? Und wen schließen wir aus? Gegenseitiger Respekt ist nicht verhandelbar und muss auch in unserer Art zu sprechen und zu schreiben sichtbar sein. Es geht nicht darum, immer perfekt zu sein. Immer alle anzusprechen, die gemeint sind, ist eine Kunst. Aber es geht um das Bemühen, niemanden auszuschließen oder gar zu ignorieren. Das ist auch mein Anspruch an die Lesben*gruppe: Im feministischen Sinne bemüht, alle vom Patriarchat betroffenen Personen einzuladen, und gleichzeitig ein Raum bleiben für Frauen und Weiblichkeit in all ihren Formen. Eines bleibt aber nicht verhandelbar: Trans* Frauen ihr Frausein abzuerkennen, ist frauenfeindlich. Und gegen Frauenfeindlichkeit müssen wir kämpfen, egal in welchem Kontext und insbesondere in unserem eigenen Umfeld.



Foto: Marie Dvorzak

Lisa Hermanns
Lesben*referentin



Lesben sind immer und überall



Treffen kamen ungefähr sechs Frauen ins HOSI-Zentrum, damals noch in der Novaragasse; bis heute treffen sich Lesben* am Mittwoch ab 19 Uhr im Gugg in der Heumühlgasse 14 im 4. Bezirk.

Heutzutage ist kaum vorstellbar, dass Lesben* nicht von Anfang an in der Homosexuellen Initiative Wien organisiert waren, so selbstverständlich agiert die HOSI-Lesben*gruppe, wenn es um einen eigenen Lesben*truck bei der Regenbogenparade geht, oder um ein eigenes Zelt, das Frauen*Lesben*Feminist*innenZelt, im Pride Village am Rathausplatz, und so selbstverständlich ist es heute auch, dass eine Lesbe, Ann-Sophie Otte, den Verein HOSI Wien als Obfrau vertritt.

Begonnen hat die Geschichte der HOSI mit einer Kleinanzeige, die Wolfgang Förster im Falter aufgab, in der er Männer für die Gründung einer Männergruppe suchte. 1979 konnte trotz des § 221 StGB, dem Verbot für „Verbindungen zur Begünstigung gleichgeschlechtlicher Unzucht“ (Vereinsverbot), die HOSI gegründet werden. Es erschienen die „Warmen Blätter – Mitteilungen der Homosexuellen Initiative Wien“ als Vorläufer der LAMBDA-Nachrichten (heute LAMBDA). Doris Hauberger und Helga Pankratz haben die Entwicklung der HOSI mitverfolgt und schickten eine Karte an die LAMBDA-Nachrichten, worauf sie eingeladen wurden. Es wurde der Vorschlag gemacht, sie sollten eine Lesben*gruppe gründen und daraufhin haben sie u. a. im Falter und in den LAMBDA-Nachrichten inseriert. „LESBENGRUPPE lesben in wien – gibt's die? die gibt's! [...] sowohl von der frauenbewegung als auch von organisierten schwulen männern dürfen wir berechtigt solidarität und unterstützung erwarten. nicht erwarten dürfen wir, daß eine dieser gruppen etwas statt uns erledigt, sonst fallen wir genau an der stelle des rasters durch, wo wir uns zu einer laut vernehmbaren selbsthilfe- und aktionsgruppe zusammenfinden müssen. [...] Treffen der Lesbengruppe ab 4. November mittwochs ab 19 h im HOSI-Zentrum.“, so der Text aus den LAMBDA-Nachrichten 3/4 1981. Teils kamen skurrile Antworten, z. B. von einer Lesbe, die Aktfotos schickte, bis hin zum Mann, der lesbischen Urin trinken wollte. Es wurden auch Flugblätter verteilt und zum ersten

Erster öffentlicher Auftritt der HOSI-Lesben*gruppe: Volkstheaterstudio 17.12.1981 Diskussion mit Darstellerinnen, Regisseur und Publikum zu „Die bitteren Tränen der Petra von Kant“ von R. W. Fassbinder © HOSI-Lesben*archiv



Im Dezember 1981 spielte das Volkstheaterstudio „Die bitteren Tränen der Petra von Kant“ von R. W. Fassbinder, anschließend fand eine Diskussion von Publikum, Schauspielerinnen, Regisseur und Lesben aus der HOSI statt. Im Februar 1982 besuchten über 150 Frauen das Lesbengschnas im HOSI-Zentrum.

Rückblick von Barbara Fröhlich

Wenn ich so zurückblicke, war und ist die HOSI Wien Lesbengruppe doch tatsächlich ein Teil von beinahe der Hälfte meines bisherigen Lebens, beginnend mit meinem ersten Besuch im HOSI Zentrum in der Novaragasse 1991, über die Zeit meiner Tätigkeit als Referentin der Lesbengruppe von 1994 bis 2017, bis zur Gegenwart.

Vieles an Tätigkeiten und Aktionen der Lesbengruppe kenne auch ich nur vom Hörensagen bzw. aus Erzählungen ehemaliger Aktivistinnen wie Helga Pankratz, Helga Schöpfleuthner oder Waltraud Riegler.

So etwa aus der politischen Arbeit, wie das gesamtösterreichische Lesbentreffen. Auch die Koordination des szeneeinternen Blattes „Österreichischer Lesbenrundbrief“ gehörte seit 1983 bis zu dessen Einstellung im Herbst 1989 zu den ständigen Tätigkeiten der Lesbengruppe – die HOSI Wien Lesben fungierten als Herausgeberinnen der 2., 6., 9. und 12. (und letzten) Ausgabe. Weiters nahmen Mitglieder der Lesbengruppe auch an den ILIS (International Lesbian Information Service) Konferenzen 1983 in Paris und Amsterdam teil und

informierten im ILIS Newsletter regelmäßig über die Situation der Lesben in Österreich. 1988 kam es zu einem Highlight der lesbischen Sichtbarkeit, als Waltraud Riegler den Versuch unternahm Spruchtafeln mit „Lesben sind immer und überall“ in den Wiener Straßenbahnen anzumieten. Die GEWISTA verweigerte mit dem Hinweis auf das damals noch geltende Werbeverbot für gleichge-





schlechtliche
Unzucht und für Un-
zucht mit Tieren (§220 StGB).

Dass jedoch nicht nur politischer Aktivismus im Fokus der Lesbengruppe stand, sondern auch Lobby-Arbeit, zeigen die zahlreichen Politiker/Innen* Besuche in Anwesenheit einer oder mehrerer Lesben der HOSI Wien. Um nur einige Highlights aufzuzählen: 1990 Gespräch mit der damaligen Frauensekretärin Johanna Dohnal, 1992 Besuch beim damaligen Bundeskanzler Franz Vranitzky, 1998 Gespräch mit Caspar Einem, damaliger Bundesminister für Wissenschaft und Verkehr, und 2007 Besuch bei der damaligen Ministerin für Unterricht, Kunst und Kultur Claudia Schmied.

Ab 1993 war auch ich bereits Teil der aktiven Gruppe – Aktivistin sozusagen. Mein Einstieg war die Mitarbeit an den Vorbereitungen und Teilnahme an der ILGA (International Lesbian, Gay, Bisexual, Trans and Intersex Association) Osteuropa Konferenz 1993 in Wien, sowie 1996 der Beitrag über lesbische Mütter in Österreich für das Buch „Lesbian Motherhood“. Ich habe auch gemeinsam mit Frauen der Lesbengruppe ab 1998 auf Radio Orange im Rahmen der Frauenschiene eine eigene monatliche Radiosendung produziert – von 1998 bis 2008, also beinahe ein Jahrzehnt!

Ins 21. Jahrhundert gehend hat die Lesbengruppe tatkräftig bei der Vorbereitung der 1. EL*C (European East Asian Lesbian Conference) Konferenz in Wien vom 6. bis 8. Oktober 2017 mitgewirkt. Die Verbindung zur EL*C ist bis heute geblieben – sie haben auch ihre Vereinsadresse bei uns in der Heumühlgasse.

Veranstaltungen im HOSI-Zentrum, Kulturelles wie Lesungen, Diskussionen, Film- und Theatervorführungen, Ausstellungen, Feste und Partys, sowie unsere Außenaktivitäten – Ausflüge, Picknick, Theater- und Kinobesuche, Tanzabende, Sportveranstaltungen, wie Bowling und Frauenfußball Turniere, später auch Tischfußball Workshops und Turniere – verstehen sich als Teil der gesellschaftspolitischen Arbeit.



**Barbara Fröhlich,
Mireille Ngosso, Faika El-
Nagashi, Petra M. Springer,
Ewa Ernst-Dziedzic und Silvia**

**Casalino vor dem
Frauen*Lesben*Feminist*innenZelt in der
Pride Village am Rathausplatz, Europride
2019 © HOSI-Lesben*archiv**

Foto: Lisa Leutner



Was ich immer wieder betone und worauf ich auch während meiner Zeit als Referentin sehr stolz gewesen bin, war und ist die generationenübergreifende Zusammensetzung der Besucherinnen* des Lesbenabends. Es ist nicht selbstverständlich, dass junge Frauen mit älteren eine gemeinsame Gesprächsbasis finden und angeregt diskutierend einen Abend verbringen.

Schön für mich war auch immer, junge lesbische Besucherinnen sozusagen ein Stück ihres Weges zu begleiten.

40 Jahre HOSI- Lesben*gruppe

Zum Jubiläum sind ein Buch und eine Ausstellung im Gugg geplant, die am 23. Oktober eröffnet wird (save the date!). Unter dem Motto SICHTBAR werden ausgewählte historische Fotografien aus dem HOSI-Lesben*archiv, fotografische Porträts mit einem Statement zur Sichtbarkeit von Lesben* von Petra Paul und eine Ausstellung zeitgenössischer Fotografinnen gezeigt, wobei es hier auch wiederum um lesbische Sichtbarkeit geht. Eine kleine Auswahl historischer Fotos wurde bereits zeitgenössischen Fotografinnen gegenübergestellt, in der von mir kuratierten Ausstellung VISIBILITY im Frauen*Lesben*Feminist*innenZelt des Pride Village 2019. Das Buch SICHTBAR vereint historische Texte zur Lesben*geschichte und speziell der Geschichte der HOSI-Lesben*. Die im Gugg ausgestellten Fotos werden das Buch bildlich bereichern und es werden die ausstellenden Künstler*innen vorgestellt. Des Weiteren wird ein Film über die Lesbengruppe Einblicke in das jahrelange Engagement der Frauen* geben. Geplant sind auch eine Diskussionsrunde, Lesung, Fest, Filmabend und was uns sonst noch einfällt.

Petra M. Springer



Nach einem Jahr, in dem es um kaum etwas anderes als Corona ging, haben wir als LGBTIQ-Community mit der Vienna Pride 2021 ein Comeback geschafft, das vielen gut getan hat: Endlich wieder zu Fuß einmal um den Ring. Endlich wieder Leute sehen. Endlich wieder Demo-Atmosphäre. Endlich wieder bunt, endlich wieder Sichtbarkeit. Endlich wieder dieser eine Tag im Jahr, an dem wir spüren, dass wir nicht allein sind. Endlich wieder Pride.

Wir haben, was ja 2020 nicht möglich war, als Community auch dieses Jahr die Früchte der EuroPride 2019 ernten können: Die Medien haben so großflächig und niveauvoll berichtet wie selten zuvor, unsere Obfrau Ann-Sophie Otte und unsere Organi-

Sichtbarkeit macht angreifbar, Angriffe machen sichtbar

satorin der Vienna Pride, Katharina Kacerovsky-Strobl, haben einen Medientermin nach dem anderen absolviert. Auch unser Schulbeflaggungsprojekt FLAGincluded hat einen schönen Zuwachs an Schulen zu verzeichnen, die im Juni die Regenbogenfahne gehisst und so besonders ihren LGBTIQ-Jugendlichen den Rücken gestärkt haben. Sogar katholische Pfarren haben die Regenbogenfahne gehisst, um gegen das Nein der vatikanischen Glaubenskongregation zur Segnung gleichgeschlechtlicher Paare zu protestieren. Wir haben viel erreicht, nicht nur als Community, sondern auch als Gesellschaft.

Und doch, oder vielmehr gerade deshalb gab es auch in Österreich eine Gegenreaktion. Es wurden nicht nur mehrere der von Pfarren gehissten Regenbogenfahnen gestohlen, wie in Unken in Salzburg, teilweise wurden sie sogar angezündet, wie etwa in Hard in Vorarlberg. Dass Menschen Vorurteile gegen uns haben, sind wir ja gewöhnt. Dass manche uns hassen, wissen wir. Aber dass einige selbst vor Brandstiftung an Kirchen nicht zurückschrecken, hat eine Dimension, die an dunklere Tage erinnert. Besonderen Respekt verdienen die Pfarrgemeinde Hard und einige andere dafür, dass sie sich nicht einschüchtern ließen, sondern prompt neue Regenbogenfahnen aufhängten – oder sogar eigene Prides organisierten, wie die Unken Pride. Solche Gläubi-

Der Pfarrturm in Unken, Salzburg



ge sind es, die gerade in konservativeren Umgebungen viel bewegen können. Dass sie sich nicht nur gegen die reaktionäre Kirchenhierarchie sondern auch noch gegen diese Verbrecher wehren müssen, zeigt, wie wichtig diese vermeintlich kleinen Symbole sind.

Doch damit nicht genug: Rund um die Regenbogenparade kam es heuer zu einer erschreckenden Häufung von homophoben Übergriffen. Mehrere Menschen haben sich danach an die HOSI Wien und teilweise gleich an die Öffentlichkeit gewandt, weil sie beschimpft und bedroht wurden und teilweise nur knapp Gewalt entgehen konnten.

Es lässt sich schwer sagen, ob es zahlenmäßig wirklich eine Zunahme im Verhältnis zu früheren Jahren war, oder ob diese Fälle nur eher gemeldet wurden – erschreckend ist es aber in jedem Fall, wie häufig es vorkam. Die HOSI Wien bittet alle, die Opfer von Übergriffen werden – selbst, wenn es „nur“ Beschimpfungen sind –, diese zu melden.

Entweder direkt uns oder der Gleichbehandlungsanwaltschaft (die eine eigene App für anonyme Meldungen hat), und am besten auch Anzeige bei der Polizei zu erstatten. Nur mit klaren Daten und Fakten kann die Polizei Hassverbrechen bekämpfen.

Als Organisator*innen der Vienna Pride sind wir übrigens gleich mit gutem Beispiel vorangegangen. Nachdem bei der Abschlusskundgebung der Regenbogenparade während der Gedenkminute für die Opfer von Hassverbrechen, Verfolgung und HIV/AIDS mehrere mutmaßlich rechtsextreme Männer vom Rathaus ein Plakat mit „No Pride Month“ entrollt haben, haben wir alle unsere Ressourcen zur Verfügung gestellt, um sie ausfindig zu machen und zur Anzeige bringen zu können.

Das Wichtigste war aber ohnehin die Reaktion der Teilnehmer*innen: keine Schockstarre, sondern sofort tausende Mittelfinger und „Nazis raus!“-Sprechchöre.

Politische Entwicklungen in der Pride-Zeit

Übergriffe gibt es aber nicht nur zur Pride. In Vorarlberg sind im Sommer zwei transgener Jugendliche verprügelt worden, aus Wien wurde berichtet, dass ein Taxifahrer im Verdacht steht, einen Fahrgast mit einem Schlagring verprügelt zu haben, nachdem klar wurde, dass der in einer Schwulenbar war. Das sind die



einzelnen Fälle, die in die seit letztem Jahr endlich erhobene Statistik von Hassverbrechen Eingang finden. Von November 2020 bis April 2021 gab es allein 97 Vorfälle aufgrund der sexuellen Orientierung, hat die Polizei gemeldet. Diese Zahl ist sicher noch zu niedrig, da viele Fälle nicht zur Anzeige gebracht werden, und vor allem sind sie nicht repräsentativ, weil der zweite und dritte Lockdown in diesem Zeitraum waren und damit sehr viel weniger Leben im öffentlichen Raum möglich war, in dem die meisten dieser Übergriffe passieren. Die einzige vorsichtig positive Nachricht: Die Aufklärungsquote dieser Fälle liegt bei 68%.

Was passiert, wenn man Gewalttätern nicht von Anfang an entschieden entgegentritt, konnte man am 5. Juli bei einem traurigen Höhepunkt in Tbilisi, der Hauptstadt von Georgien, sehen: Dort ließ die Polizei am Tag der Tbilisi Pride nationalistischen und georgisch-orthodoxen Randalierer*innen in der Innenstadt freien Lauf. Der georgische Premierminister Irakli Gharibashvili forderte in Putin-Manier das Absagen der Pride, was die Organisator*innen angesichts der Sicherheitslage auch tun mussten. Doch auch das hinderte den rechten Mob nicht daran, die Büros der Tbilisi Pride zu stürmen und zu verwüsten und den Journalisten Lekso Lashkarava, der von den Ausschreitungen berichtete, schwer zu verletzen, sodass er einige Tage später starb. Gegen diesen Skandal, dass die georgischen Behörden sich schlicht geweigert haben, die Grundrechte der Versammlungs- und Pressefreiheit gegen eine Bande von Randalierern und Mördern zu schützen, hat die georgische Community jedoch ungeheuren Mut bewiesen, und schon am Tag danach protestiert: 7.000 Menschen standen vor dem Parlament in Tbilisi, viele davon auch gar nicht selbst LGBTIQ-Menschen, sondern schlicht anständige, tolerante Georgier*innen, die der pro-europäischen Mehrheit im Land angehören und es satt haben, von Nationalist*innen und christlichen Fundamentalist*innen terrorisiert zu werden.

Eine ähnliche starke Gegenreaktion gab es bei der Budapest Pride in Ungarn: Im Juni hat das Parlament ein Gesetz verabschiedet, das selbst neutrale Information über LGBTIQ-Inhalte in der Nähe von Minderjährigen unter Strafe stellt. Es handelt sich dabei also um ein Gesetz, wie es Putin in Russland eingeführt hat, und wie es auch in ähnlicher Form in Österreich bis 1997 existierte, und das genauso verlogen und böse mit dem angeblichen Schutz vor Pädophilie begründet wird. Es sind bereits die ersten Buchhändler für den Verkauf von LGBTIQ-Kinderbüchern bestraft worden. Dagegen gab es in ganz Europa heftige Reaktionen, 17 der 27 Mitgliedsstaaten der EU legten offiziell Protest ein. Österreich wie üblich als Nachzügler nach einem Tag des internationalen Shitstorms in den sozialen Medien, aber immerhin. EU-Kommissionspräsidentin Ursula von der Leyen hat ein Vertragsverletzungsverfahren gegen Ungarn angekündigt. Und die Ungar*innen selbst? Die haben als Reaktion am 24. Juli die größte Budapest Pride in ihrer Geschichte hingelegt und rund 30.000 Menschen

auf die Straße gebracht, und auch der Budapester Bürgermeister Gergely Karácsony hat erstmals dort gesprochen und sich klar solidarisch bekannt.

Übrigens ist das nicht das einzige Gesetz dieser Art, das es lange Zeit auch in Österreich gab: Bis 1989 war auch schwule Prostitution verboten, bis 1997 Vereine und bis 2002 konnte ein 19-Jähriger ins Gefängnis gehen, wenn er eine Beziehung mit einem 17-Jährigen hatte. Diese Gesetze waren klar menschenrechtswidrig und bis heute sind die Opfer dieser Strafrechtsverfolgung weder rehabilitiert noch entschädigt worden. Deswegen war es eine besondere Freude und ein historisches Signal, dass Justizministerin Alma Zadić von den Grünen am 7. Juni um Entschuldigung für das zugefügte Unrecht gebeten hat.

Aber das kann nur ein erster Schritt sein und nach der bisherigen grünen Regierungperformance warten wir auf Taten: Es müssen alle Fälle geprüft werden und jene Menschen rehabilitiert und vor allem entschädigt werden, deren Verhalten heute nicht strafbar wäre. Einerseits braucht es Entschädigungen für die Haftzeiten, andererseits aber auch deren beitragsfreie Anrechnung als Ersatzzeit auf die Pensionsversicherungszeit, die entsprechend verzinsten Rückzahlung verhängter Geldstrafen sowie die pauschale Abgeltung für allfällige Anwalts- und Gerichtskosten. Darüber hinaus fordert die HOSI Wien seit Jahren auch eine Entschuldigung des Nationalrats, denn dieser war es, der dieses Unrecht erst verursacht hat. Hier ist vor allem die ÖVP in der Pflicht, die die Abschaffung dieser Strafbestimmungen besonders lange blockiert hat.

Was bleibt nach zwei Monaten mit so einer Dichte von Meldungen, so viele davon so empörend? Die Erkenntnis, dass uns diese Angriffe stärker machen. Weil wir als Community darauf reagieren, indem wir zusammenhalten und friedlich, aber umso lauter reagieren. Wir können es uns gar nicht leisten, zu resignieren. Aufgeben würde bedeuten, jenen, die uns hassen, das Feld zu überlassen und zurück ins Versteck zu gehen. Sie zwingen uns zu noch mehr Sichtbarkeit. Denn wir müssen auch an jene denken, die nicht die Wahl haben, ob sie laut sein wollen. LGBTIQ-Jugendliche, die vielleicht mit einem Gewalttäter im selben Haus leben. LGBTIQ-Flüchtlinge, die in der Flüchtlingsunterkunft gefährdet wären, trügen sie dort ein Soliband von der Regenbogenparade am Handgelenk. Genau deshalb brauchen wir Prides und Demonstrationen. Deswegen dürfen wir keine Geduld mit verzögernder, blockierender Politik haben. Deswegen müssen wir Unternehmen, die im Juni ihre Logos in

Regenbogenfarben tünchen, fragen, was sie denn sonst konkret für die Community tun. Wenn wir nur ein kleines bisschen von diesem Zorn als Antrieb für sinnvollen Aktivismus nutzen, können wir viel erreichen.



Foto: Matt Observe

Moritz Yvon
Vereinssekretär



Rechtskolumne

Der Weg durch die Justiz-Instanzen - Opfer sein nicht leicht gemacht, Teil 1

Recht haben ist nicht gleich Recht bekommen. Dieser Satz steht sinnbildlich für Schwierigkeiten und Mühen bei der Rechtsdurchsetzung. Da die Justiz unter Ressourcenknappheit leidet, kommt es immer wieder zu sehr langen Verfahren. Vor allem dann, wenn legitimerweise Rechtsmittel ausgeschöpft werden, also „durch die Instanzen gegangen wird“. Besonders wenn der persönliche Lebensbereich betroffen oder man* Opfer von Straftaten geworden ist, können lange Verfahren Betroffene belasten, zu emotionalen Rückschlägen führen und das Vertrauen in die Justiz auf die Probe stellen.

So erging es auch Albert, der nachts nach der Wiener EuroPride 2019 Opfer homophober Aggression wurde und sich in der Folge durch einen von Behördenfehlern gekennzeichneten 1,5-jährigen Prozess durchkämpfen musste. Er hat seine Geschichte mit uns geteilt und ich habe mit ihm nicht nur über emotionale Aspekte seiner Justizodyssee gesprochen, sondern auch über seine Erfahrungen mit konkreten rechtlichen Abläufen.

Nach der EuroPride Afterparty im Prater Dome gingen er, sein Cousin Phillip und Ryan – ein Tourist, den sie auf der Pride kennengelernt hatten - frühmorgens zu McDonalds. Im Lokal wurden sie von einem Unbekannten verbal und mit Gestik attackiert. Dieser echauffierte sich daran, dass Ryan kein Oberteil trug und identifizierte die Gruppe wohl als LGBTIQ*-zugehörig und als Pridebesucher wegen ihres „paradetypische Stylings“ (Schminke, Glitzer, Outfit). Er forderte sie auf sich etwas anzuziehen. Es sei aber ihre Sache, was sie anziehen würden, entgegnete ihm Phillip. Daraufhin sagte der Unbekannte er werde ihn schlagen und in die Eier treten. Er drohte der Gruppe mit erhobener

bener Hand und angedrohten Fausthieben.

Noch dazu beleidigte er sie mit Wörtern wie „schwule Sau“, „Schwuchteln“ und „Hurensöhne“, spuckte vor ihnen auf den Boden und redete zwischendurch in einer Fremdsprache auf sie ein. Albert hatte dabei Angst niedergeschlagen zu werden, durch seine Angst war er wie gelähmt. Er bat einen Schaltermitarbeiter die Polizei zu rufen. Diese traf bald ein und es kam glücklicherweise zu keiner Schlägerei. Wie üblich nahm die Polizei die Daten der beteiligten Personen, auch des Aggressors, auf und notierte kurz die Aussagen aller. Später auf der Dienststelle verfasste die Polizei einen Amtsvermerk der Geschehnisse. Dabei passierte ein Missgeschick:

Die Ermittler*innen nahmen nur Phillip als Opfer zum Akt, die anderen beiden nur als Zeugen, wodurch ihnen keine Opferrechte nach der Strafprozessordnung zukamen. Tatsächlich war aber die ganze Gruppe Opfer der aggressiven Äußerungen und Gesten. Im genannten Amtsvermerk steht, dass Albert angegeben habe, den Vorfall beobachtet zu haben, jedoch nicht bedroht worden zu sein. Und Ryan (Anm.: der als amerikanischer Tourist kein Deutsch verstand) habe angegeben, vom Vorfall nicht viel mitbekommen zu haben. In Wahrheit hat sich Albert jedoch sehr wohl bedroht gefühlt – genauso wie Phillip – und verstand nicht, warum er die Tat nur „beobachtet“ haben sollte. Und Ryan konnte selbstverständlich zumindest Mimik, Gestik und Tonfall des Unbekannten als entsprechend bedrohlich charakterisieren.

Zur einen Monat später erfolgten Opfereinvernahme auf der Polizeidienststelle war nur Phillip geladen und nicht auch Albert (Ryan war zwischenzeitlich in die USA zurückgekehrt). Dennoch begleitete Albert Phillip und beehrte vor Ort seine eigene Opfer-Einvernahme, die aber abgelehnt wurde! Außerdem stand ein weiteres Beweismittel gar nicht mehr zur Verfügung – näm-



lich eine Videoaufnahme der Überwachungskamera in der McDonalds-Filiale. Diese war zwar von der Polizei anlässlich des Vorfalls gesichtet worden, aus Sicht der Ermittler*innen enthielt das Material aber „keine verwertbaren Erkenntnisse“; wovon sich die Opfer aber selbst nicht mehr überzeugen konnten, da keine Sicherung der Aufzeichnung polizeilich durchgeführt worden und das Material mittlerweile gelöscht worden war.

Ermittelt wurde wegen gefährlicher Drohung (§ 107 Strafgesetzbuch, StGB), die Staatsanwaltschaft (StA) Wien als übergeordnete Ermittlungsbehörde stellte jedoch das Strafverfahren ein, weil „die Äußerungen/Gesten des Beschuldigten im Zweifel als situationsbedingte Unmutsbekundungen ohne ernsthafte Eignung zur begründeten Furchteinflößung oder Absicht das Opfer in Furcht und Unruhe zu versetzen, anzusehen seien“. Auf Grund seines fälschlicherweise fehlenden Opferstatus wurde Albert von der Einstellung nicht schriftlich verständigt, sondern nur Philipp, welcher nicht binnen der dafür vorgesehenen 14-tägigen Frist einen sog. „Fortführungsantrag“ zur weiteren Ermittlung durch die StA stellte. Da sich Albert im Verfahren als Opfer übergangen fühlte und erfahren wollte, warum der „Fall fallen gelassen wurde“, stellte er mit Hilfe eines Rechtsanwalts einen Antrag auf Einstellungsbeurteilung: „Die subjektive Tatseite der gefährlichen Drohung sei nicht nachweislich“; und „im Zweifel kein Vorsatz auf eine ernsthafte Drohung mit einer objektiv nachvollziehbaren Eignung zur begründeten Furchteinflößung ... nachzuweisen“, hieß es. Für Albert unfassbar, war er sich doch sicher, dass der Verdächtige es ernst gemeint und womöglich losgeschlagen hätte. Und seine Angst war keinesfalls unbegründet gewesen.

Juristisch entschied man* sich später dazu die Strafverfolgungsbehörden aufzufordern in der Sache nunmehr wegen dem Tatbild der „Beleidigung“ (§ 115

StGB) zu ermitteln; eine schriftliche Stellungnahme zu Alberts Wahrnehmungen erfolgte an die Polizei. Wegen des Vorwurfs der „Beleidigung“ war nämlich das Verfahren nicht eingestellt worden und die Strafverfolgung stand noch offen. Da sich auf Grund der homophoben Äußerungen die Tat „gegen die Opfer wegen ihrer Zugehörigkeit zu einer der sexuellen Ausrichtung definierten Gruppe“ (§ 117 Abs 3 iVm 283 Abs 1 Z 1 StGB) richtete, handelte es sich um ein sog. „Ermächtigungsdelikt“, d.h. dass die Staatsanwaltschaft grundsätzlich amtswegig ermitteln muss. („Normale“ Beleidigungen sind hingegen „Privatanklagedelikte“: Ermittlung und Anklage erfolgen dabei opferseitig und mit Kostenrisiko.)

Erneut niederschmetternd war es für Albert, wieder negative Nachrichten von der StA zu erhalten. Auch dieses Verfahren stellte die StA ein: U.a. sei die Anwesenheit dreier Unbeteiligter (die das Tatbild der Beleidigung erfordert) nicht nachweisbar; es sei der Ausdruck „Schwuler“ nicht als Beschimpfung zu werten; außerdem gründe sich der Tatverdacht ausschließlich auf die Aussagen Philipps. Diese Nachricht, dass die StA die Tat nicht weiter verfolgen würde, löste in Albert ein Ohnmachtsgefühl aus. Er verstand nicht, warum ihm die Justiz nicht helfen wollte.

Da ich die Möglichkeit hatte, den Ermittlungsakt zu lesen, kann ich seine negativen Emotionen gut nachvollziehen, denn auch mir erscheint die Einstellung(sbeurteilung) alles andere als korrekt und nachvollziehbar. Die Angelegenheit erfährt aber noch eine Wendung! Dazu allerdings erst in meinem nächsten Beitrag... Fortsetzung folgt.

Günther Menacher



Albert Pranger © Christina Neumayer



Foto: Jansenberger Fotografie

Dass ich bisexuell bin, habe ich schon früh bemerkt. Bereits mit 13 schwärmte ich sowohl für Männer als auch für Frauen. Jahrelang kämpfte ich mit meiner Identität, mit 17 hatte ich dann mein Coming-out, das total unspektakulär verlief. Sowohl meine Familie als auch meine Freund*innen versicherten mir, dass es für sie keinen Unterschied mache, wen ich liebte. Danach lernte ich, meine Bisexualität nicht nur zu tolerieren, sondern stolz auf sie zu sein. Schließlich wurde meine Bisexualität ein für mich wichtiger Teil meiner Persönlichkeit.

Queer trotz heterosexueller Beziehung

Mit meinem Umzug nach Wien eröffnete sich mir eine ganz neue, queere Welt. Begeistert besuchte ich Szenelokale wie das Gugg oder die Villa Vida und tanzte wild auf den GSpot-Partys. Meine Sexualität konnte ich endlich frei ausleben. Ich flirtete, küsste und führte Beziehungen mit Männern und Frauen. Endlich fühlte ich mich zu 100% queer.

Vor 3,5 Jahren traf ich dann meinen jetzigen Freund. Es war Liebe auf den ersten Blick. Noch nie hat mich jemand so vollständig ergänzt und so wortlos verstanden wie er. Dass er ein Mann ist, ist dabei reiner Zufall, genauso gut hätte es eine Frau sein können. Aber so bin ich nun seit fast 4 Jahren in einer heterosexuellen Beziehung. Und manchmal fällt es mir schwer, meine queere Identität, die über die Jahre zu einem integralen Bestandteil meiner Persönlichkeit geworden ist, zu bewahren.

Gespräche mit bisexuellen Freundinnen

In den letzten Wochen habe ich einige sehr interessante Gespräche mit drei bisexuellen Freundinnen, Bianca, Sabine und Lucia geführt. (Anmerkung: Alle Namen wurden zur Gewährleistung der Anonymität geändert.) Alle drei leben in heterosexuellen Langzeitbeziehungen. Diese Gespräche haben mir sehr geholfen zu verstehen, dass ich mit diesen Gefühlen nicht alleine bin.

Bianca ist 25. Sie hat sich mit 15 in ihre Zimmergenossin im Internat verliebt. Als sie dann mit dieser Zimmergenossin zu experimentieren anfang, wurde ihr klar, dass sie bisexuell ist. Sie hatte bisher nur Beziehungen mit Männern, ihre Gefühle für Frauen sind meist sexueller Natur. Sie hat seit 4 Jahren einen festen Freund. Sabine ist 26. Sie identifizierte sich jahrelang als lesbisch und all ihre bisherigen Beziehungen waren mit Frauen. Vor 1,5 Jahren lernte sie aber ihren jetzigen Freund kennen und verliebte sich überraschend in ihn. Lucia ist 23 und ging schon immer gerne feiern. Im Zuge dieser Partys kam es des Öfteren vor, dass sie mit Frauen schmuste. So entdeckte sie, dass sie in Wahrheit bisexuell ist. Seitdem führte sie Beziehungen mit Männern und Frauen, nun ist sie seit 3 Jahren in einer Beziehung mit ihrem Freund.

Das geht.

Wir vermissen die queere Community

Vor allem Sabine klagt oft darüber, dass sie das queere Leben vermisst. Wir gingen schon immer gern zu Veranstaltungen in Szenelokalen wie das Gugg oder die Villa Vida, da dort immer so ein herzlicher Umgangston herrscht. Früher war es ganz normal, mit der Freundin zu solchen Veranstaltungen zu gehen. Heute sind wir uns einig, dass es sich irgendwie seltsam anfühlt, wenn wir den Freund mitnehmen. Gleichzeitig ist es uns aber auch ein inniger Wunsch, den Kontakt zur community Community nicht zu verlieren. Wir beide sind hin- und hergerissen zwischen dem Wunsch, diese Seite unseres Lebens mit den Partnern zu teilen und dem Bedürfnis, besser in das Szenebild hineinzupassen.



ohne einen Mann an unserer Seite.

Bianca hingegen vermisst weniger die queere Community, zu der sie nie eine starke Bindung eingegangen ist. Jedoch fühlt sie sich sexuell viel stärker zu Frauen als zu Männern hingezogen und vermisst es oft sehr, mit Frauen intim zu sein. Bianca berichtet, dass sie ihrem Freund emotional sehr nahesteht und ihn sehr liebt, die Leidenschaft fehlte jedoch fast von Beginn an. Eine wirkliche Leidenschaft habe sie bisher auch nur mit Frauen erlebt. Da der Beziehungsalltag aber ansonsten perfekt passe, könne sie sich nicht vorstellen, mit ihm Schluss zu machen. Sie spricht deshalb immer wieder davon, die Möglichkeit einer offenen Beziehung in Betracht zu ziehen.

Wir werden nur noch selten als queer wahrgenommen

Aber nicht nur die queere Community fehlt Sabine und mir, sondern auch die Selbstverständlichkeit, mit der wir früher als queer wahrgenommen wurden. Wir sind bisexuell und das wird sich auch niemals ändern, das wissen wir natürlich. Aber je länger wir in einer heterosexuellen Beziehung sind, desto weniger werden wir von den Menschen als queer gelesen. Immer öfter müssen wir uns wieder aktiv outen, anstatt selbstverständlich als queer gesehen zu werden. Das konstante Outen hatte sich früher erübrigt, als wir Partnerinnen hatten. Aber auch alte Bekannte, die es eigentlich besser wissen müssten, vergessen immer wieder, dass wir eigentlich Teil der LGBTQIA+ Community sind. Das ist für uns alle drei sehr verletzend, da es einen wichtigen Teil unserer Identität ausmacht. Auch wir haben dasselbe erlebt wie viele homosexuelle Menschen: Wir kämpften jahrelang mit unserer Sexualität, bis wir sie akzeptieren konnten, wir mussten uns outen und besonders Bianca bekam nicht nur positive Reaktionen. Schließlich lernten wir in einem langen Prozess, auf unsere bisexuelle Identität stolz zu sein. Nun fühlt es sich so an, als würde dieser Teil unserer Identität nicht mehr ernst genommen werden.

Wir sind zurzeit alle „straight passing“, das heißt, wir wirken von außen heterosexuell und nicht queer. Da wir aber immer bisexuell sein werden und das auch so nach außen tragen möchten, haben wir alle unsere eigenen Methoden entwickelt, um dagegen zu steuern. Bianca geht sehr offen damit um, wen sie attraktiv findet und erzählt immer wieder, dass sie diese und jene Frau sehr anziehend fand/findet. Auch von ver-

gangenen Eroberungen erzählt sie oft. Sabine und ich schauen oft Filme mit queerem Inhalt. Außerdem achten wir beide darauf, den Anschluss an die Community nicht zu verlieren. Wir haben beide einen queeren Freundeskreis, mit dem wir auch regelmäßig LGBTQIA+ Veranstaltungen besuchen. Besonders diese Veranstaltungen sind für Sabine und mich sehr wichtig, und manchmal nehmen wir auch Bianca mit.

Wir sind trotzdem queer

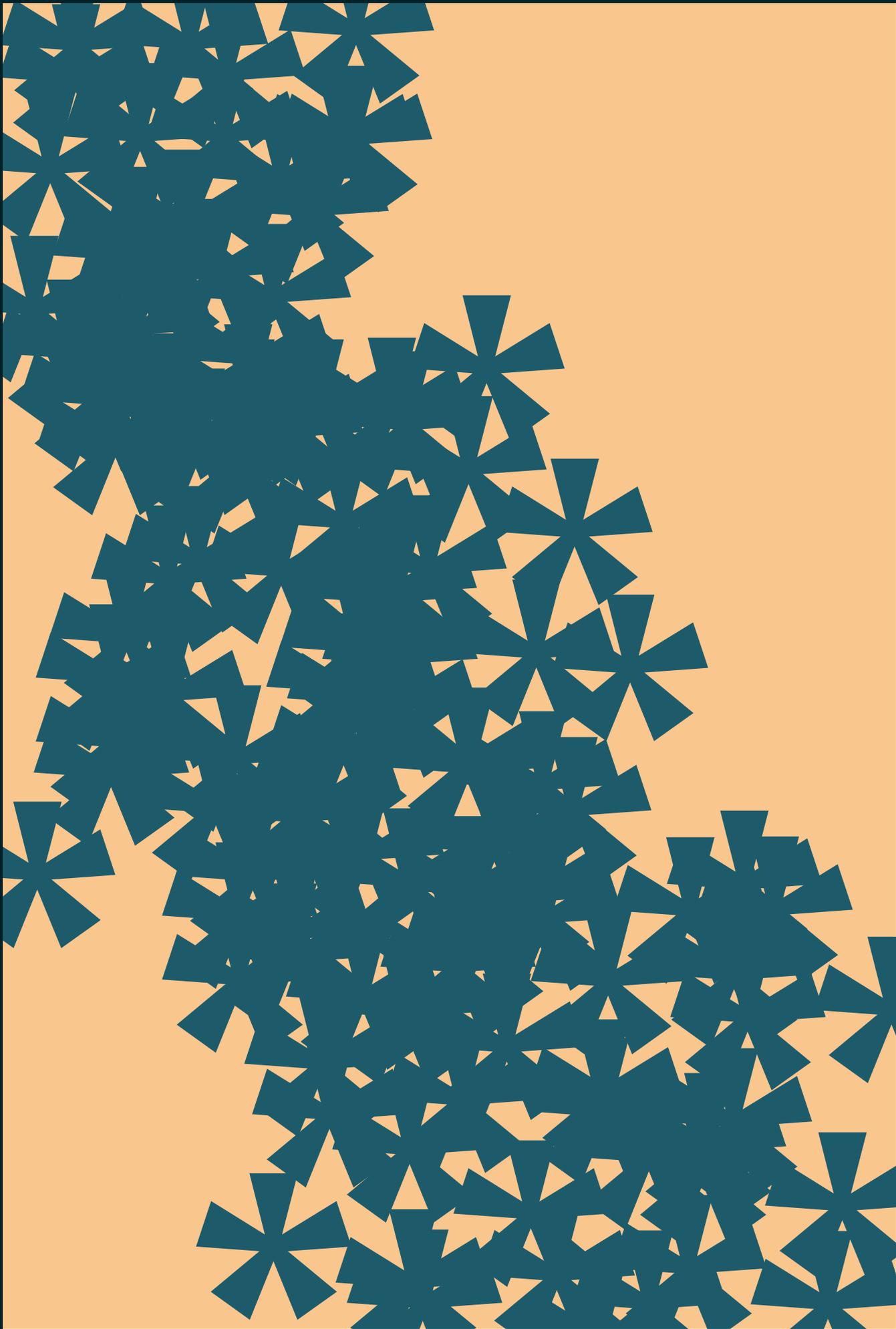
Lucia ist die Freundin, die am wenigsten Probleme mit der Situation hat. Sie ist mit ihrem Freund sehr glücklich und sie macht sich auch am wenigsten Gedanken. Als sie mit einer Frau zusammen war, hatte sie die gleiche Einstellung. Meines Wissens hat sie sich auch gar nicht gegenüber ihrem Freund geoutet, sie findet es nicht wichtig. Manchmal beneide ich Lucia. Sie macht sich viel weniger Gedanken über ihre Bisexualität als wir anderen. Sie weiß, sie ist bisexuell, und damit ist sie zufrieden. Was die anderen dazu sagen, ist ihr egal. Das hat aber auch den umgekehrten Effekt, dass nur sehr wenige Menschen von ihrer Bisexualität wissen. Ihr ist es auch gar kein Anliegen, das zu ändern. Nicht, weil sie Angst hat, sich zu outen, sondern weil es für sie einfach nicht so wichtig ist.

Obwohl wir also alle verschiedene Standpunkte einnehmen, haben wir eines gemeinsam: Wir sind bisexuell in einer heterosexuellen Beziehung und sehr glücklich in diesen Beziehungen. Was mir von diesen langen Gesprächen blieb, ist die befriedigende Erkenntnis, dass ich mit diesen Gedanken nicht alleine bin und dass es so viele Wege gibt, sich trotzdem der Community nahe zu fühlen. Man muss nur den richtigen Weg für sich finden. Denn obwohl wir in heterosexuellen Beziehungen sind, macht uns das nicht weniger queer. Wir sind trotzdem loud and proud!

Marlene



Lambda 184
gendergerechte Sprache



Seit vielen Jahren besuche ich nun biomedizinische HIV-Kongresse. In der Regel sind sie anstrengend, inhaltlich fordernd und geprägt von sehr langen Tagen. Sie sind aber auch geprägt von einzigartiger Energie und Empathie. Das erstaunt mich immer wieder, denn immerhin befasst man sich hauptsächlich mit klinischen Studiendaten und naturwissenschaftlichen Details und es scheint oberflächlich gesehen eher wenig Raum für Emotionen zu geben.

An dieser Stelle erlaube ich mir ein generelles Lob für Mediziner*innen aus dem HIV-Bereich. Die Kongressbeiträge können inhaltlich noch so trocken sein, es ist fast immer zugleich die Sensibilität gegenüber HIV-positiven Menschen oder Menschen, die einem erhöhten Risiko ausgesetzt sind, heraus zu hören. Oft verschwimmen Grenzen zwischen medizinischem Beruf, wissenschaftlichem Ehrgeiz und aktivistischer Energie. Das gibt vielen Kongressen einen fast persönlichen Tonfall und macht sie äußerst speziell.

Und obwohl sie bereits so besonders sind, durfte ich über die Jahre zusätzliche Veränderungen mitverfolgen, wie folgende Beispiele zeigen sollen.

Kommunikation über Frauenanteil: In Vortragsdiskussionen war früher oft die berechtigte Kritik zu hören, dass der Frauenanteil in klinischen Studien zu gering ist. Das ist zwar nach wie vor so, aber inzwischen wird meist bei Präsentationen das Problem auch offen dargestellt. Und es gibt breitere Anerkennung, wenn vergleichsweise viele Frauen inkludiert waren. Für mich persönlich fühlt es sich an, als wäre auf den Kongressen aus einem vermeintlichen Nischenthema eine allgemeine Wahrnehmung geworden. Und dass sich ein anhaltendes Sichtbarmachen eben einfach lohnt.

Begriff mit Nachgeschmack: Veränderungen sieht man auch in der Sensibilität gegenüber einzelnen Begriffen, so etwa dem Ausdruck „late presenter“. Er beschreibt die Situation, dass eine HIV-Diagnose zu einem Zeitpunkt erfolgt, an dem die Infektion bereits lange Zeit unbemerkt und damit untherapiert blieb. Dass es

hier einen eigenen Terminus gibt, ist richtig und wichtig. Denn untherapierte HIV-Infektionen führen zu schlechteren Gesundheitsprognosen der Menschen und zu weiteren Übertragungen. Nun bedeutet „late presenter“ jedoch wörtlich gemeint „spät vorstellig werden“. Der Begriff impliziert also, die Person selber hätte sich aktiv früher für einen HIV-Test „vorstellen“ müssen. Er hat damit einen Hauch von Schuldzuweisung. In Realität hatten viele Menschen bereits vor der Erstdiagnose Kontakt zum Gesundheitssystem, ohne dass ein Test empfohlen oder angeboten wurde. Diese sprachliche Nuance findet zunehmend Beachtung und so taucht der neutrale Begriff „late diagnosis“ immer häufiger auf. Ein emotionaler Nachgeschmack für HIV-positive Menschen prägt hier die medizinische Ausdrucksweise.

Gendern auf Kongressen: Natürlich beeinflussen generell die Konferenzen auch die Alltagssprache der Mediziner*innen. Auf deutschsprachigen HIV-Kongressen ist ganz klar der Trend zu sehen: Es wird von „Kolleginnen und Kollegen“ oder „Patientinnen und Patienten“ gesprochen und auf Vortragsfolien findet sich immer häufiger ein Binnen-I oder Gendersternchen. Wirklich schön sind etwa Workshops im offiziellen Kongressprogramm, in denen z.B. erklärt wird, wie man das Gendersternchen ausspricht oder eine Ordination auch für Trans*Personen adäquat gestaltet. Und ein Highlight für mich in jüngster Zeit waren einzelne Sessions, die genderneutral formuliert und in denen das Auditorium mit „Liebe Menschen“ angesprochen wurde.

In solchen Situationen darf ich dann wieder mal feststellen, dass nicht nur die medizinische Entwicklung im Bereich HIV über die Zeit phantastisch ist. Genauso großartig ist es, wie Lebenswelten sichtbar werden und Raum erhalten, wie die Auswirkungen von Kommunikation und sprachlichen Unterschieden zu sehen und welche Empathie hier von Seiten der Mediziner*innen zu spüren ist. Und so bleiben biomedizinische HIV-Kongresse für mich persönlich auch weiterhin sehr emotional.

Birgit Leichsenring

Sprache prägt auch Kongress-Emotion

Ein persönliches Stimmungsbild

Foto: Jürgen Hammerschmid



„Aber wie soll ich dich dann jetzt ansprechen?!“

Menschen, die weder männlich* noch weiblich* sind, haben in der deutschen Sprache kaum Platz. Initiativen wie das NoNa-System wollen das ändern: Nicht-binäre Grammatik zwischen Alltagspraxis und Aktivismus.

Es ist der 8. Dezember 2019. Ich sitze in einer fremden Wiener Wohnung an einem Esstisch neben einer Person, die ich eigentlich nicht kenne. Wir sind einander durch Zufall begegnet und beide denkbar schlecht im Smalltalk. Wir starren auf das leere Blatt Papier vor uns. Es wird noch viel geschwiegen werden an diesem Abend.



Foto: Michael Prokop

Personalpronomen

1. Fall	er/sie/es	hen
2. Fall	sein/ihr/sein	hens
3. Fall	ihm/ihr/ihm	hem
4. Fall	ihn/sie/es	hen

Robin ist eine nicht-binäre Person. Hen möchte das NoNa-System in der deutschen Sprache etablieren. Hens Freund*innen helfen hem und verwenden von nun an nur noch geschlechtsneutrale Pronomen für hen.

Die Entstehungsgeschichte unseres Grammatiksystems klingt ähnlich prickelnd wie das Wort

„Grammatiksystem“ an sich. Noah und mich verbunden zu diesem Zeitpunkt genau zwei Dinge: Wir sind nicht-binär,

fühlen uns also weder dem männlichen* noch dem weiblichen* Geschlecht zugehörig, und waren beide bis dato auf erfolgloser Pronomensuche. Wir brauchten dringend eine Antwort auf die meist zwischen Vorwurf und Überforderung angesiedelte Frage „Aber wie soll ich dich dann jetzt ansprechen?!“, die fast jedem Outing folgte. Teile unseres Umfeldes wollten erst einmal davon überzeugt werden, dass es uns ernst war. Dieser Druck von außen befeuerte unser ohnehin stark vorhandenes Bedürfnis, ein

Pronomen zu finden, das sich richtig anfühlt. Oder zumindest

nicht mehr falsch. Wir recherchierten – mit mäßigem Erfolg. Uns wurde klar: Wir mussten die Sache selbst in die Hand nehmen.

Sichtbarkeit aller Geschlechter

Das Deutsche bietet – häufig über alternative Formulierungen – zwar einige Möglichkeiten, das eigene Sprechen und Schreiben geschlechtsneutral zu gestalten, diese sind allerdings meist holprig und umständlich (zum Beispiel: ‚Die befreundete Person, die...‘). Doch schon binäres Gendern, also sogenannte ‚geschlechtergerechte Sprache‘, kann nach wie vor nicht als selbstverständlich angesehen werden. Wenn die Durchsage im Supermarkt mit „Liebe Kundinnen und Kunden“ beginnt, freut sich also dai Feminist*in in mir. Dai Queerfeminist*in dagegen nicht. Denn genau genommen würde ‚gend-

Foto: Dominik Hajek



Beispielmail im NoNa-System

Liebe Kolleg*innen,

ich möchte euch bitten, ab sofort in eurer mündlichen und schriftlichen Sprache geschlechtsneutrales Deutsch nach dem NoNa-System zu verwenden. Nächste Woche findet dazu außerdem ein Vortrag, gehalten von eintem Vorgesetzten von uns, dai eint Expert*in auf dem Gebiet ist, statt. Wenn eint von euch Fragen hat, kann hen sich gerne bei mir melden, ich nehme mir für jedai Zeit.

Bestimmter Artikel

1. Fall	der/die/das	dai
2. Fall	des/der/des	dais
3. Fall	dem/der/dem	dam
4. Fall	den/die/das	dai

Dai Student*in schreibt eine Arbeit über geschlechtsneutrale Sprache. Die Arbeit dais Student*in ist so gut, dass dai Professor*in dem Student*in vorschlägt, diese bei einem Wettbewerb einzureichen. Dieses Lob freut dai Student*in sehr.

„ergerecht“ bedeuten, den Gendern gerecht zu werden. Allen Gendern, nicht nur Männern* und Frauen*.

Nicht-binäre Personen sehen sich täglich mit verschiedenen Formen des Misgenderns (Anwendung inkorrektur Formen für ihr Gender) konfrontiert. Dies äußert sich in Formulierungen wie „jeder, der möchte“, „alle Zuseherinnen und Zuseher“, „dieser eine da drüben“ oder „du bist doch die, die...“. Oft werden diese Aussagen unüberlegt und ohne böse Absicht getätigt, weh tun sie dennoch. Sei es nun eine falsche Adressierung oder eine allgemeine Anrede, welche eine bestimmte Bevölkerungsgruppe ausschließt und dadurch unsichtbar macht – all dies bekommen wir regelmäßig zu spüren.

Wenn sich meine Fachhochschule weigert, mir ein neues Bachelor-Diplom ohne Anrede und auf meinen richtigen Namen auszustellen oder Teile meines nahen Umfeldes nach eineinhalb Jahren immer noch unentwegt „sie“ sagen,

ohne mit der Wimper zu zucken, tut das weh. Mich mit eindeutig weiblich konnotierten Worten anzusprechen, leugnet einen Teil meiner Identität. Wir alle bringen unser Sein sprachlich zum Ausdruck. Wir können nur beschreiben, was sich in Worte fassen lässt. Oder anders gesagt: Über wen nicht gesprochen werden kann, dai existiert für andere nicht.

Menschen, deren Geschlechtsidentität abseits der binären Vorstellung von Gender liegt, haben ein Recht auf Sichtbarkeit, sowohl im gesprochenen als auch im geschriebenen Deutsch. Anders als etwa ein Standard-Redakteur Anfang März im Interview mit der musikschaaffenden Person Kerosin95 (keine Pronomen) impliziert hat, ist geschlechtsneutrale Sprache nicht der Versuch von 0,5 Prozent der Bevölkerung, den restlichen 99,5 Prozent vorzuschreiben, wie sie zu reden haben. Korrekte Pronomen und Anreden für einen Menschen zu verwenden ist keine Frage des guten Willens, sondern des Respekts. Darüber hinaus kann geschlechtsneutrale Sprache – wie etwa das englische ‚they/them‘ im Singular – auch dann Anwendung finden, wenn das Geschlecht einer Person nicht bekannt ist. Was spricht dagegen, statt „Kundinnen und Kunden“ einfach „Kund*innen“ zu adressieren?

Wirklichkeit schafft Sprache

Das NoNa-System entstand aus der Notwendigkeit, sprachlich zu existieren. Wir wollten einen Beitrag zur Sichtbarmachung aller Geschlechter in der deutschen Sprache leisten. Grammatikalische Kategorien, die seit jeher von Binarität geprägt sind, werden neu gedacht, überarbeitet, ergänzt und optimiert. Dabei ist der Anspruch, dass sich die neuen Formen möglichst natürlich ins Deutsche einfügen, um eine gute Lesbarkeit und einfache Aussprache zu gewährleisten.

Mit der Adaption des im Schwedischen gebräuchlichen „hen“ fanden wir noch am selben Abend eine für uns passende Alternative zu „er“ oder „sie“, die auf Deutsch die Formen „hen“, „hens“, „hem“, „hen“ trägt.

Kompaktgrammatik des NoNa-Systems

Personalpronomen: hen/hens/hem/hen (er/sie/es)

Possessivpronomen: meint/meinter/meintem/meint (mein/meine/mein)

Universalpronomen: jedai/jedais/jedam/jedai (jeder/jede/jedes)

Unbestimmter Artikel: eint/einter/eintem/eint (ein/eine/ein)

Bestimmter Artikel: dai/dais/dam/dai (der/die/das)

Substantive: Autor*in oder Autor:in (Autor/Autorin)

Anrede: Lieb*/Lieb:...; Guten Tag/Sehr geehrt*/Sehr geehrt: Vorname Nachname

Aber fast ebenso schnell wurde uns klar, dass die eigentliche Arbeit damit erst begonnen hatte. Nicht-binäre Pronomen, wie etwa „xier“, „per“, „nin“ oder „dey“, gibt es zuhauf. Spätestens bei geschlechtsneutralen Adjektivendungen lichtet sich das Feld ausgearbeiteter Vorschläge jedoch gewaltig. Die Menge genderneutraler Grammatiksysteme ist an einer Hand abzählbar. Diese sind – ebenso wie das NoNa-System – in den meisten Fällen noch im Aufbau begriffen und entsprechend weit von einer elaborierten Grammatik entfernt. Da viele von ihnen aus dem bundesdeutschen Sprachraum kommen, wird häufig auf den in Österreich durchaus nicht irrelevanten Faktor der Dialektkompatibilität vergessen. Zudem gaben uns manche Formen ein irgendwo zwischen Befremdung und diffusem Unwohlsein angesiedeltes Gefühl. Sie klangen in unseren Ohren nicht menschlich, sondern alienmäßig, oder verdinglichend.

Also mussten wir uns auch anderer grammatikalischer Kategorien abseits der Pronomenfrage annehmen, um die im Deutschen üblichen binären Formen durch für uns adäquate genderneutrale zu ergänzen. Der bestimmte Artikel im NoNa-System lautet in den vier Fällen „dai“, „dais“, „dam“, „dai“, der unbestimmte „eint“, „einter“, „eintem“, „eint“ (siehe Infoboxen). Daraus lassen sich das Universalpronomen „jedai“, „jedais“, „jedam“, „jedai“ sowie die Possessivpronomen, z.B. „meint“, „meinter“, „meintem“, „meint“ ableiten. Substantive werden wahlweise mit dem Gendersternchen oder dem Mittelpunkt gebildet (dai Freund*in/Freund-in) und mit einem Glottisschlag (kurzem Absetzen) ausgesprochen.

Es folgten viele weitere Treffen und unzählige Arbeitsstunden, die nicht selten auch das eingangs erwähnte Starren auf Papier und die Feststellung, dass das deutsche Alphabet zu wenige Buchstaben zur sinnvollen Adaption bestehender Endungen bereithält, beinhalten. Die Beantwortung der initialen Pronomenfrage war sukzessive zu einem Grammatiksystem herangewachsen (siehe Infobox). In der Hoffnung, durch unsere Überlegungen vielleicht auch anderen Menschen helfen zu können, gründeten wir Ende 2020 die Website www.geschlechtsneutralesdeutsch.com.

Verbreitung, Vernetzung, Veränderung

Unser Vorschlag erhebt keinerlei Anspruch auf Allgemeingültigkeit. Jedai kann und soll sich jene Aspekte

Unbestimmter Artikel

1. Fall	ein/eine/ein	eint
2. Fall	eines/einer/eines	einter
3. Fall	einem/einer/einem	eintem
4. Fall	einen/eine/ein	eint

Eint Freund*in von mir beschäftigt sich schon seit längerer Zeit mit geschlechtsneutralem Deutsch. Die Neugier einer Linguist*in wurde ebenfalls geweckt. Mit einem Expert*in an der Entwicklung genderneutraler Sprache zu arbeiten, erleichtert die Aufgabe enorm. Eint Journalist*in interessiert das NoNa-System auch. Keint Wissenschaftler*in hat bis jetzt so umfangreich zu der Thematik geforscht.

herausspicken, die für eint passen, sie nach Belieben adaptieren und/oder erweitern. Viel wichtiger als die Frage, wie genau geschlechtsneutrales Gendern aussieht, ist die Tatsache, dass es gemacht wird. Sprache schafft ein Bewusstsein für Existenz(en), entwickelt sich stetig weiter und kann – ja soll – an die Bedürfnisse der Sprechenden angepasst werden. Es darf nicht reichen, ‚mitgemeint‘ zu sein.

Seither hat sich auch hinsichtlich anderer Arten der Repräsentation und Sichtbarkeit nicht-binärer Menschen einiges getan: Vor wenigen Monaten wurde der Verein Nicht-Binär (Venib) ins Leben gerufen. Er dient der Vernetzung und Vertretung von Interessen jener Personen, die sich außerhalb der hegemonialen Geschlechterbinarität befinden. Hier setzen wir uns etwa gemeinsam für eine Öffnung alternativer Geschlechtseinträge für alle, die sich nicht oder nicht eindeutig mit der Zuschreibung ‚männlich‘ oder ‚weiblich‘ identifizieren, ein.

Noah und ich haben viele Menschen kennengelernt, die sich auf die unterschiedlichsten Arten für die Rechte nicht-binärer Personen engagieren. Als wir vor eineinhalb Jahren am Esstisch saßen, schien mir das unvorstellbar weit weg. Ich habe die Hoffnung, eines Tages von meinem Umfeld und der Gesellschaft als dai gesehen zu werden, dai ich bin. Es ist noch ein weiter Weg.

Jona Moro & Noah Frank

Für die HOSI Wien war Sprache immer wichtig. Klar, schließlich sind wir gesellschaftspolitisch tätig – wie sollte man da ohne klare Worte auskommen? Klarheit verlangten Ende der 80er zuerst einmal die Frauen der HOSI Wien: 1989 beschloss die Generalversammlung, die Vereinsstatuten mit Binnen-I zu schreiben, „sodaß sich die HOSI durch die Satzungen als von Männern und Frauen getragener Verein präsentiert“, wie es im

Bericht der LAMBDA-Nachrichten 2/1989 heißt. Zunächst wurde das zwar tatsächlich nur in den Statuten so gehandhabt (in derselben Ausgabe der LN finden sich zahlreiche ungegenderte Artikel), doch es war richtungsweisend, und mit der Zeit setzte es sich nach und nach in allen Publikationen der HOSI durch.

Neues Denken, neue Sprache

Über die Sprachentwicklung in der HOSI Wien

Doch was 1989 richtungsweisend ist, kann schon einige Jahre danach überholt sein. Mit dem zunehmenden Bewusstsein für Menschen, die sich nicht binär als „Mann“ oder „Frau“ sehen, begann, zunächst außerhalb der HOSI Wien, die Diskussion über weiterentwickelte Schreibweisen jenseits des Binnen-I. Die bekanntesten Varianten dafür sind das Asterisk bzw. der Unterstrich, also z.B. Wiener*innen oder eben Wiener_innen.

Diese Diskussion beschäftigte den Vereinsvorstand 2014 und 2015 in mehreren, oft langwierigen und hitzig geführten Sitzungen, bei denen das Für und Wider abgewogen wurde. (Etwa: Lenkt das nicht die Sichtbarkeit zu sehr weg von Frauen? Oder: Wie lässt sich das überhaupt grammatikalisch konsequent umsetzen?) Einige der unterschiedlichen Positionen dazu sind in den LAMBDA-Nachrichten von damals nachzulesen, eine Mehrheit für eine Abkehr vom Binnen-I gab es aber (noch) nicht.

Die Positionen verhärteten sich, als eine Arbeitsgruppe der HOSI, die queerconnexion, in ihrer Broschüre mit Asterisk gendern wollte, jedoch manche im Vor-

stand argumentierten, dass die Generalversammlung 1989 die binäre Schreibweise (also de facto das Binnen-I) verbindlich für die gesamte HOSI festgelegt hätte (vgl. LN 1/2016). In Folge beantragte die queerconnexion bei der Generalversammlung 2016, dass zumindest sie selbst so schreiben könne, wie sie wolle. Das fand damals nicht die nötige Mehrheit.

Doch damit war nichts endgültig entschieden, denn immer mehr, v.a. jüngere Mitglieder, wollten eine inklusivere Sprache. Mit den Vorbereitungen für die EuroPride Vienna 2019, wurde die Frage erneut akut. Einerseits die Überlegung, dass die EuroPride auch die anderen Vereine unserer Community ansprechen sollte, bei denen sich der Asterisk inzwischen zunehmend durchgesetzt hatte, andererseits die (vermeintliche) Entscheidung der Generalversammlung, über die sich auch der Vorstand nicht hinwegsetzen kann.

Um das Problem zu lösen, wurde die genaue Beschlussfassung von 1989 recherchiert, und dank unseres Archivs konnte geklärt werden, dass es so war, wie zu Beginn des Artikels ausgeführt: Bloß die Statuten wurden in ihrer Schreibweise geändert, von anderen Texten war keine Rede. Die Anpassung anderer Texte daran war zwar sinnvoll, aber keineswegs zwingend. So hatten wir die Freiheit, endlich auch all jene Menschen in unseren Texten anzusprechen und zu meinen, für die eine rein binäre Vorstellung von Geschlecht schlicht nicht zutrifft, was die Generalversammlung 2018 entsprechend begrüßte.

Im Jahr darauf sollte das Thema dann auf absehbare Zeit gelöst werden: Die Mitglieder beschlossen auf der Generalversammlung 2019, dass die HOSI Wien in allen offiziellen Texten mit Asterisk gendert, jedoch einzelne Arbeitsgruppen für sich auch andere Schreibweisen verwenden dürfen (wie man immer wieder hier in der LAMBDA lesen kann), solange gegendert wird.

30 Jahre nach dem ersten Bekenntnis des Vereins zu inklusiver Sprache war das besonders symbolisch. Denn Sprache verändert sich kontinuierlich, nicht zuletzt deshalb, weil sich ändert, was wir mit ihr sagen wollen. Solange wir dazulernen, solange verändert sich unsere Sprache. Und dafür kann es manchmal sinnvoller sein, mehrere Varianten zuzulassen, als auf der vermeintlich einzig wahren Lösung zu bestehen.

Moritz Yvon
Vereinssekretär

Foto: Matt Observe



ICH*.

Ich* bin.

Ich* bin was!

Ich* bin was?

Du*?

Ah! Du*-Ich*!

Du bist was?

Du bist was!

Lass uns icken!

**Jedai auf hens
Weise.**

Sieh mich*.

**Durch mich*,
nicht auf mich*.**

Bin* nicht Du*!

**Sieh mein Ich*-
Ich* nicht
durch dein
Du*-Ich*.**

**Sieh es durch
mein Ich*-Ich*.**

**So wie ich dein
Du*-Ich* durch
dein Ich*-Ich*
sehe wenn wir
icken.**

Bin* nicht Du*?

**Doch bin* Ich*
jetzt Teil von
Du*-Ich*.**

**Bin Ich* doch
Du*?**

**Weil Du*-Ich*
und Ich*-Ich*
jetzt icken?**

**Ich*-Ich* und
Du*-Ich*.**

ICH*!

Mia Mara

Willuhn



W

enn wir an die Vielfalt von Sprachen denken, so fallen uns meistens gesprochene Sprachen, also Lautsprachen, ein. Weniger Beachtung oder Anerkennung finden die Gebärdensprachen. Dabei gibt es Forschungen zufolge weit über 190 verschiedene Gebärdensprachen. Sie wertzuschätzen, anzuerkennen und mitzudenken ist notwendig für eine inklusive Gesellschaft.

Vorweg: Es gibt keine universelle Gebärdensprache, genauso wenig wie es eine universelle Lautsprache gibt. Bestrebungen ähnlich jener der Esperanto-Bewegung gab es zwar auch in der Gehörlosen-Gemeinschaft, konnte sich aber ebenso wie unter Hörenden nicht durchsetzen. Neben der Österreichischen Gebärdensprache gibt es auch die Deutsche, die Schweizerische, die Amerikanische, die Britische, die Französische u.v.m.

Sogar Dialekte gibt es, auch in Österreich. Diese Vielfalt an Gebärdensprachen ist beeindruckend und bereichert den

Sprachschatz der Menschheit. In der Forschung geht man davon aus, dass Zentren der Gebärdensprachen in den vergangenen Jahrzehnten, allen voran im 18. bis 19. Jahrhundert, die so genannten

„Taubstumm“-Schulen waren, die zur Verbreitung

beigetragen haben. Allerdings gibt es Gebärdensprachen schon seit es Menschen gibt. Übrigens: der Begriff „Taubstumm“ gilt als überholt, da viele gehörlose und schwerhörige Menschen nicht stumm sind. Wobei es wichtig ist zu betonen, dass Begriffe stets im historischen Kontext zu sehen sind.

Hierzulande ist die Österreichische Gebärdensprache (ÖGS) seit 2005 im Bundes-Verfassungsgesetz als eigenständige Sprache gesetzlich verankert. Konsequenzen daraus ergaben sich allerdings nicht. Noch immer gibt es Unzulänglichkeiten im Bildungsbereich, bei der Zugänglichkeit von Informationen, kaum Verpflichtungen zur Dolmetschung in ÖGS, etc. Schwierigkeiten gab es vor allem im Bildungsbereich, wo zunächst die ÖGS als Unterrichtssprache nicht anerkannt wurde. Bei der Ausbildung und Erziehung gibt es allerdings im ÖGS-Sprachraum seit 1779 einen ideologischen Streit, welche Methode, also rein lautsprachlich, rein gebärdensprachlich oder bilingual, die beste Methode wäre. Die Pädagogik ging auch mal in

die eine und mal in die andere Richtung. Das ist höchst bemerkenswert, veranschaulicht sie doch, wie unterschiedlich die Generationen mit Menschen umgehen. Seit den 2010er-Jahren kommt langsam Bewegung in diese Angelegenheit, nicht zuletzt auf Grund der UN-Konvention über die Rechte von Menschen mit Behinderungen, wo auch das Recht auf Gebärdensprache verfestigt ist.

Es ist zudem äußerst schade, vor allem auch gesellschaftspolitisch, dass es keinen flächendeckenden Unterricht in Gebärdensprache in Österreich gibt. Dagegengehalten wird der tatsächliche Nutzen. Jedoch hat das unmittelbare Auswirkungen: während es völlig selbstverständlich ist in einer Runde auf Englisch zu wechseln, weil eine Person dabei ist, die nicht so gut die im Land gesprochene Sprache beherrscht, so gut wie gar nicht wechselt die Runde in Gebärdensprache, wenn eine Person schlicht nicht oder weniger hört. Damit geht leider eine höhere Ausgrenzung von gehörlosen und schwerhörigen Personen einher. Viele gehörlose und schwerhörige Personen vermeiden daher größere Runden mit hörenden Personen, weil es schlicht an der Kommunikation scheitert.

Die Gebärdensprache ist die Erstsprache vieler gehörloser und schwerhöriger Personen. Rund 10.000 gehörlose und ungefähr 250.000 schwerhörige Personen leben in Österreich. Unter ihnen gibt es auch LGBTIQ-Personen, denn die sexuelle Orientierung macht nicht vor der Behinderung halt – auch nicht umgekehrt. Zentral ist hier die Forderung nach einer gleichberechtigten Teilhabe an der Gesellschaft, so auch in der LGBTIQ-Community. Hier spielt die Kommunikation eine erhebliche Rolle, wenn nicht gar die Erheblichste. Mit einer hörenden Person ins Gespräch zu kommen ist allemal leichter, als mit einer gehörlosen oder schwerhörigen Person, da die Hemmschwelle wegen fehlender Sprachkenntnisse einfach höher ist. Was ist, wenn Sie in einem Lokal eine schwerhörige oder gehörlose Person sehen, die Ihnen gefällt? Wie kommunizieren Sie? In Zeiten von Handys ist dies schon leichter geworden – da kann man einfach Sätze hin und her tippen. Doch ein Gespräch, bei-

Wie gebärdet man eigentlich schwul?

spielsweise in Gebärdensprache, wird wohl die Ausnahme bleiben. Lippenablesen funktioniert nur zu 33 %. Idealer Nährboden für Missverständnisse, die man beim Flirten eher vermeiden möchte.

Gibt es so etwas wie eine queere Gebärdensprache?

Die Gebärdensprache ist in ihrer Genese eine sehr direkte Sprache. Beispielsweise verzichtet die ÖGS fast vollständig auf Artikel oder auch auf die Verben „sein“ und „werden“. Gebärden, so nennt man die Wörter der Gebärdensprache, können sehr bildhaft sein, manchmal erscheinen sie logisch, manchmal überhaupt nicht. Es gibt für nahezu jedes Wort eine Gebärde. Wenn nicht, wird dieses Wort anhand des Fingeralphabets buchstabiert. Wie in allen Sprachen gilt auch hier, dass neue Wörter (ein ständiges Kommen und Gehen) implementiert werden. Daher fanden LGBTQ-Begriffe naturgemäß ebenso Eingang in die ÖGS, wie sie ihn in die (deutsche) Lautsprache gefunden haben. Selbstverständlich gibt es in der Gebärdensprache auch Gebärden für männlich, weiblich, divers, offen, inter, transgender, schwul, lesbisch, bi, queer usw. Die Gebärde „schwul“ bietet sich in diesem Zusammenhang wunderbar an, um sie etymologisch näher anzusehen: Der Begriff Homosexualität beginnt sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu etablieren – ohne Belege vorweisen zu können, darf davon ausgegangen werden, dass dieser Begriff auch irgendwann in der Gehörlosen-Gemeinschaft auftauchte. Im Laufe der Zeit hat die Gebärde sich gewandelt – so war die frühere Gebärde sehr deutlich auf den Geschlechtsverkehr reduziert, später wurde eine andere Gebärde, die auf den vermeintlich schwulen Ohrring hindeutete, verwendet, bis schwerhörige und gehörlose LGBTQ-Personen im Zuge einer zunehmenden Selbstbewusstseinswerdung eine neutralere Gebärde verlangten und auch durchsetzten. Der Begriff „queer“ etwa verbreitete sich zunehmend in den 2010er Jahren, da auch hier vermehrt dieser Begriff von schwerhörigen und gehörlosen gebärdensprachigen Menschen

verwendet wurde.

Selbstverständlich gibt es auch in der Gebärdensprache Abwertungen gegenüber Menschen. Doch dies hängt meiner Meinung nach stark von der Konnotation, etwa Mimik, Gestik, etc. ab, wie es in der Lautsprache per Betonung geschieht. Anhand eines anderen Beispiels kann man aufzeigen, dass Sprache per se nicht diskriminierend ist, sondern es eher darum geht, wer wie was sagt. Ist der Inhalt des zu vermittelnden inklusiv, wird womöglich sofort auch die Sprache inklusiv. Wobei festgestellt werden muss, dass in der Gebärdensprache das Genus marginal präsent ist. Geschlecht wird dann sichtbar, wenn es nötig wird. Eine Binnen-I-, Gender-Gap- oder Genderstern-Debatte gibt es daher in der Gebärdensprache nicht wirklich. Das liegt in der Natur der Sprache selbst. Allenfalls ist in diesem Zusammenhang aber eine wichtige Unterscheidung vorzunehmen: Gebärdensprache ist nicht gleich Laut- und Schriftsprache. Selbst die letzten zwei weisen Unterschiede auf. Das Zusammenspiel dieser drei Sprachen kann bei einer Dolmetschung veranschaulicht werden: Dolmetscher*innen haben naturgemäß die Aufgabe eins zu eins von Deutsch in ÖGS oder umgekehrt zu übersetzen – wesentlich ist ein kultursensibler Zugang. Geschlechtsneutrale Formulierungen werden daher auch übernommen und entsprechend ausformuliert. Machen Vortragende eine Pause, um beispielsweise das Binnen-I oder das Gender-Sternchen zu verdeutlichen, dann wird das entsprechend übersetzt. Allerdings kommt es hier manchmal zu einer Lautsprache-Gebärde, welche zwar als mögliche, aber tunlichst zu vermeidende Form gilt. Das bedeutet jedoch nicht, dass geschlechtsneutrale Formulierungen nicht verwendet werden – etwa Studierende (die verschriftlichte Version in Gebärdensprache könnte STUDIERENDE-PERSONEN heißen).

Man kann daher getrost sagen: Sprache ist so vielfältig, wie ihre Benutzer*in sie anwendet.

Florian Wibmer

Florian Wibmer ist Referent bei der Wiener Antidiskriminierungsstelle für gleichgeschlechtliche und transgender Lebensweisen. Zuvor hat er Geschichte an der Universität Wien studiert und war einige Jahre Vorsitzender des Vereins Österreichischer Gehörloser Studierender sowie im Monitoringausschuss zur Überwachung der UN-Konvention über die Rechte von Menschen mit Behinderungen aktiv.



Foto: Rene Gschaidtner

W

enn ich über das Thema queere Menschen und psychische Erkrankungen nachdenke, kommt bei mir einiges an Wut hoch. Denn es hat bis 1990 gedauert, bis sich die Weltgesundheitsorganisation (WHO) durchringen konnte, Homosexualität von der Liste der psychischen Erkrankungen zu streichen. Noch schlimmer ist die Situation bei trans*Personen. In den Diagnosebüchern, die ich als Psychotherapeut zur Abrechnung von Leistungen mit der Krankenkasse verwenden soll, wird „Transsexualismus“ (!) noch immer als psychische Erkrankung eingestuft, was eine Unverschämtheit ist. Viel zu spät kommt es nun zu Änderungen.

Beim Thema Queer-Sein und psychische Erkrankungen ist noch viel an Aufarbeitung notwendig. Wünschenswert wäre in Österreich eine offizielle Entschuldigung von Seiten der Medizin wie von Ärzt*innen, Psychiater*innen und Psycholog*innen. Ein Vorbild könnte die Vorgangsweise von Justizministerin Alma Zadić (Die Grünen) sein. Sie hat sich vor Kurzem für die jahrzehntelange strafrechtliche Verfolgung homosexueller Menschen entschuldigt. „Diese Menschen wurden von den Institutionen, die sie eigentlich hätten schützen sollen, in ihrer Würde, in ihrem Menschsein verletzt“, so die Ministerin. Genau das lässt sich auch über den Umgang der Medizin mit queeren Menschen sagen. Jahrzehntlang wurden in Österreich homosexuelle Personen als psychisch krank abgestempelt. Sie wurden mit Konversionstherapien gequält und nachhaltig geschädigt. Solche Konversionstherapien gibt es immer noch. Daher ist ein gesetzliches Verbot notwendig.

Diskriminierungserfahrungen führen dazu, dass LGBTIQ*-Personen häufiger von psychischen Erkrankungen wie Depressionen und überdurchschnittlich starken Ängsten betroffen sind.

Keine Angst vor psychischen Erkrankungen

In der queeren Community dürfen Menschen mit psychischen Erkrankungen nicht stigmatisiert werden. Dabei spielt die Sprache eine wichtige Rolle.

Queere Menschen sollten sich daher nicht scheuen, Hilfe in Anspruch zu nehmen. Genauso wichtig ist es, dass Menschen mit psychischen Erkrankungen innerhalb der LGBTIQ*-Community nicht ausgegrenzt werden. Viele Menschen sind sich bei diesem Thema unsicher und wissen nicht, wie sie darüber sprechen sollen. Dazu einige Hinweise:

Menschen mit einer psychischen Erkrankung werden häufig diskriminiert. Die Stigmatisierung beginnt mit der Sprache. Oft sind Aussagen zu hören wie „die Person ist gestört“ - „hat sich aufgeführt wie eine*r Irre*r“ - „tickt nicht richtig“ - „ist ein*e Psycho“ - „bist du schizo?“. Hinzu kommen Bezeichnungen wie verrückt, hysterisch, abartig, nicht-normal, geisteskrank, schwachsinnig etc. Krankenhäuser für Menschen mit einer psychischen Erkrankung werden als Irrenanstalt, Narrenhaus oder Klapsmühle bezeichnet. Diese negative

Sprache führt dazu, dass sich betroffene Menschen zurückziehen und sich für die psychische Erkrankung schämen. Doch dazu besteht kein Grund.

In der Fachwelt hat sich durchgesetzt, nicht von „psychisch Erkrankten“, von „Depressiven“, von „Schizophrenen“ oder von „Manischen“ zu sprechen. Denn hier werden Personen einseitig und ausschließlich auf die psychische Erkrankung reduziert. Viel besser ist die Formulierung „Menschen mit einer psychischen Erkrankung“ oder „Menschen mit einer Depression“. Doch besser ist es, wenn wir von „Menschen mit einer depressiven Episode“ oder „Menschen mit einer manischen Episode“ sprechen. Damit wird deutlich, dass Menschen nicht nur depressive Episoden, sondern auch gesunde Phasen haben.

Bei psychischen Erkrankungen existieren oft falsche Vorstellungen: die Personen sind selbst schuld - sollen sich nicht so anstellen - sollen sich mehr zusammenreißen - sind zu schwach - es fehlt an Willenskraft - haben eine falsche Lebensführung - nutzen das Sozialsystem aus - sind faul oder Simulant*innen. Solche Behauptungen sind nachweislich falsch. Tatsächlich ist es meistens so, dass sich Menschen die Krankheitssymptome lange Zeit nicht eingestehen. Sie versuchen, die Fassade aufrecht zu erhalten und holen sich zu spät Hilfe. Doch je früher sie Hilfe annehmen, umso besser kann ihnen geholfen werden. Die Vorurteile können dazu führen, dass sich die betroffenen Menschen zurückziehen. Viele haben Angst vor negativen Reaktionen und wollen nicht, dass andere Person (wie in der Familie oder in der Arbeit) von der Erkrankung erfahren. Die Geheimhaltung und Tabuisierung sorgt für zusätzlichen Stress.

Viele psychische Erkrankungen sind gut behandelbar. Der Satz „einmal krank - immer krank“ stimmt nicht. Genauso falsch ist die Annahme, dass Menschen mit einer psychischen Erkrankung aggressiver sind. Die Krankheitssymptome treten unterschiedlich auf, auch der Verlauf der Erkrankung ist individuell. Viele Personen sind trotz der Erkrankung berufstätig oder studieren. Genauso individuell sind die Behandlungsmöglichkeiten. Manche Personen gehen in Psychotherapie, manche nehmen Medikamente, gehen ins Krankenhaus oder beantragen einen Reha-Aufenthalt. Je mehr wir über psychische Erkrankun-

gen wissen, umso leichter können wir damit umgehen.

Wenn wir über psychische Erkrankungen sprechen, sollten wir diese nicht schockierend oder negativ darstellen, denn es handelt sich hier um Krankheitsphänomene, die in unserer Gesellschaft häufig vorkommen. Auch soll uns klar sein, dass jeder Mensch psychisch krank werden kann. Für die Personen ist es meistens eine Erleichterung, wenn sie mit Freund*innen darüber sprechen können. Dabei ist jede diskriminierende Bezeichnung wie „Störung“ oder „war in der Klapsmühle“ zu vermeiden. Nicht empfehlenswert ist beispielsweise die Frage: „Wann hast du gemerkt, dass bei dir etwas nicht stimmt?“. Viel besser ist die Formulierung: „Wann sind bei dir die ersten Symptome aufgetreten?“. Wenn wir nicht wissen, wie wir helfen können, dann ist es ratsam, die betroffenen Personen einfach zu fragen. Je nach Situation und Verlauf der Erkrankung kann die Unterstützung unterschiedlich sein. Oft ist es schon hilfreich, empathisch zuzuhören. Ein anderes Mal wollen sich die Menschen zurückziehen, weil ihnen gerade alles zu viel ist. Dann sollen wir diesen Wunsch respektieren. Nicht hilfreich sind Standardsätze wie „das wird schon wieder“, „Kopf hoch“ oder „reiß dich zusammen“. Denn damit fühlen sich die Personen nicht ernst genommen. Ratsam ist es außerdem, die Personen nicht nur auf die Erkrankung zu reduzieren, sondern mit ihnen auch über andere Themen zu sprechen wie beispielsweise über Hobbys, Interessen, Freund*innen.

Wer sich Hilfe holt, sollte sich beim Erstgespräch über die Ansichten der Mediziner*innen und Psychotherapeut*innen zur sexuellen Vielfalt erkundigen. Ich höre immer wieder, dass Menschen wegen einer Depression zu Psychotherapeut*innen gegangen sind und dann später die Therapie abgebrochen haben, weil es den Therapeut*innen an der notwendigen Offenheit bei sexuellen Themen und vielfältigen Lebensstilen gefehlt hat.

Christian Höller

Christian Höller ist Psychotherapeut und hat eine Praxis in Wien.



Frau Müller, ach entschuldigen Sie bitte, ich meine natürlich Frau Ansbach!”

So einfach und schnell adaptieren Leute üblicherweise den (Nach-)Namen der Person, die durch Heirat ihren bisherigen Nachnamen abgelegt hat. Bei trans*Personen hingegen scheint die Art, wie ich jemanden anspreche, emotional besonders aufgeladen. Das ist zum einen klar, weil man sich oft näher steht als im vorangegangenen Beispiel, das vielleicht eher in einem professionellen Kontext stattgefunden

haben könnte, zum anderen ist speziell der Vorname natürlich individuell. Doch wie individuell

können Namen wie Mohammed oder Maria

sein, wenn sie uns doch ständig begegnen? Klar haben wir alle

„unsere“ Maria, die wir mit den Eigenschaften der nahestehenden

Person füllen, die wir ganz persönlich kennen und lieben,

oder so gar nicht aussteigen können. Sei es die ungeliebte Klassenkameradin, oder die Lieblingscousine. Wir haben unsere

Erwartungen, sobald wir Namen hören, ein besonders verrufenes Beispiel wäre Kevin. Genau so entstehen Vorurteile darüber, wie jemand mit einem bestimmten Namen

wohl sein muss. Das löst Erwartungen aus die, wie wir bestimmt schon alle erlebt haben, genauso gut falsch sein können. All diese Punkte spielen bei werdenden Eltern, im Namensfindungsprozess für „ihr Neugeborenes“, eine Rolle. Nun kann neben dem bei der Geburt zugewiesenen Geschlecht auch der bei der Geburt zugewiesene Name eine psychische Belastung für binäre und nicht-binäre trans*Personen sein. Deshalb stehen sie oft vor einem ähnlichen Problem wie ihre Eltern: welche Erwartungen möchte ich mit meinem Namen auslösen? Zu den bereits genannten Herausforderungen kommt außerdem die Angst dazu im gelebten Geschlecht von außen nicht anerkannt zu werden. Welche rechtlichen Gegebenheiten

muss ich beachten? Kann ich einen weiblich konnotierten Namen annehmen, wenn in meinem Pass „männlich“ als Geschlecht eingetragen wurde? Sind nicht eindeutig männlich oder weiblich konnotierte Namen überhaupt möglich? Glücklicherweise sehen immer mehr Länder von dem Zwang ab, bei der Geburt das Geschlecht und einen weiblich/männlich konnotierten Vornamen eintragen zu müssen. Leider gelten diese Regelungen oft nur für intergeschlechtliche Babies, das muss sich ändern!

In jedem Fall ist die Wahl eines neuen Namen, der mit der eigenen Lebensrealität so gut als möglich zusammen passt, alles andere als leicht. Deshalb möchte ich an dieser Stelle um ein wenig Nachsicht und Respekt bitten. Es mag peinlich sein, sich einen neuen Namen nicht merken zu können, aber bitte entschuldigt euch nicht zwei Minuten lang für das Nennen des alten, sogenannten „dead name“ (also toter Name), falls es mal passiert. Macht für uns, die einen neuen Namen gewählt haben, die ohnehin schon unangenehme Situation nicht noch unangenehmer. Wir sind uns der Schwierigkeit der Umgewöhnung sehr bewusst, deshalb warten wir ja aus Angst davor sehr lange bis wir ihn ändern!

Was nicht-binäre Nachrichten Sprache bedeuten kann Existiert etwas, ohne benannt zu werden?

Aber wie spreche ich über eine Person, deren Pronomen ich entweder nicht kenne, oder die keine oder geschlechtsneutrale Pronomen verwendet? Speziell geschlechtsneutrale Pronomen werden überwiegend von nicht-binären Personen verwendet. Eines gleich vorweg: auch wenn nicht-binäre Personen bezaubernd sein können, mit und über sie zu sprechen ohne sie zu

verletzen, ist keine Zauberei. Wir sind dankbar für jeden ernstgemeinten und respektvollen Versuch sprachlich einzubinden. Für dich mag es einen kleinen Aufwand bedeuten sich mal damit auseinander zu setzen, eine Person zu fragen wie sie angesprochen werden möchte, oder sich zu bemühen ihre Wunschformen einzuhalten. Für uns kann es jedoch die Welt bedeuten. Klar ist es als nicht betroffene Person schwer nachzufühlen, wie viel Auswirkung es auf uns haben kann, wenn wir nicht nur mitgesprochen, mitgemeint oder mitgedacht werden. Eigentlich kennen wir diese Debatten schon seit Ewigkeiten aus dem Feminismus, und mittlerweile gibt es dahingehend ja auch deutliche Bemühungen, die weibliche Form mit einzuschreiben oder direkt einen neutralen Begriff zu finden. Der Widerstand dürfte nach den gefühlt endlosen Debatten verschwindend gering sein, einfach die neutralen Formen beizubehalten und auszubauen. In der Realität scheint es jedoch für einige unvorstellbar zu sein, in welcher „absurden Weise“ jetzt auch noch nicht-binäre Menschen mitgesprochen werden möchten. Dabei gibt es zahlreiche Situationen, in denen jede*r ganz natürlich Vermeidungsstrategien anwendet. Wenn wir nicht (mehr) genau wissen, welchem Geschlecht das Kind der Freundin, die man einige Jahre nicht gesehen hat, angehört, fallen uns schnell mal Möglichkeiten ein etwas geschlechtsneutral auszudrücken. In dem Moment spürt man selbst den Bedarf für geschlechtsneutrale Redeweisen. Bei manchen Menschen ist das Bedürfnis nicht das eigene, trotzdem sollte es ernst genommen werden.

Der sogenannte Glottisschlag kann bei sonst geschriebenen Bezeichnungen wie „Lehrer*innen“ das Sternchen akustisch abbilden. Anders als bei der rein weiblichen Bezeichnung Lehrerinnen, macht man also einen kleinen gedanklichen Abschluss nach dem letzten r, statt „...rinnen“ dann also Lehrer-innen. Bezeichnungen wie „Lehrende“ sind fast immer eine Möglichkeit.

Um nur ganz kurz noch auf geschlechtsneutrale Pronomen einzugehen: im Englischen ist es noch einfacher, dort gibt es they/them,

das verwenden einige Leute mittlerweile sogar in deutschen Sätzen: „They (manchmal auch in der eingedeutschen Schreibweise dey, ausgesprochen wie däi) möchte mit geschlechtsneutralen Pronomen angesprochen werden.“ „Ich möchte them (eingedeutscht dem, ausgesprochen wie dämm) noch zum Geburtstag gratulieren.“

Das im deutschsprachigen Raum momentan wohl verbreitetste Neopronomen ist allerdings xier. Beispiel: Statt „Sie möchte ihr Kind von der Schule abholen.“ dann „Xier möchte xieser Kind von der Schule anholen.“ Wer mehr dazu erfahren möchte, kann sich auf <https://www.annaheger.de/pronomen32/> genauer ansehen, wie dieses und weitere Pronomen verwendet werden.

All das soll Hilfen für eine Abbildung von Personen geben, deren Pronomen eben weder sie/ihr, noch er/seine sind. Ungefähr 1,7% der Bevölkerung sind beispielsweise auch intergeschlechtlich. Nun bezieht sich das zwar auf das biologische Geschlecht, also nicht das soziale, trotzdem stelle man sich mal vor, alleine diese Zahl an Menschen würde geschlechtsneutrale Pronomen verwenden, das wären immerhin circa 3 Millionen Personen die Deutsch als Erst- oder Zweitsprache verwenden. Nicht alle intergeschlechtlichen Menschen haben geschlechtsneutrale Pronomen und nicht alle nicht-binären verwenden sie, aber es wäre eben nicht nur für eine Menge an Leuten, die weder Frau, noch Mann, sind eine große Entlastung und Bereicherung unserer Sprache.

Die Realität wird bereits gelebt, also benennen wir sie doch bitte endlich!

Mo Blau
Transgender Referat



Foto: Marie Dvorzak

Winzige Arsendosen

Sprache erfüllt ihre Funktion nur dann, wenn sie beim Diskriminieren (lateinisch für „unterscheiden“) hilft. Über Wirkungen, unerwünschte Nebenwirkungen und was man gegen diese tun kann.

Alle Diskriminierung beginnt mit der Sprache. „Worte können wie winzige Arsendosen sein: Sie werden unbemerkt verschluckt, sie scheinen keine Wirkung zu tun, und nach einiger Zeit ist die Giftwirkung doch da.“ Geschrieben hat das Viktor Klemperer, Bruder des Dirigenten Otto Klemperer, in seinem Tagebuch der Nazi-Jahre „Lingua Tertii Imperii“, die „Sprache des Dritten Reiches“. Wer dieses Buch gelesen hat, kennt den bedrückend unausweichlichen Schritt vom scheinbar harmlosen Wort, das einen Unterschied bezeichnet, hin zur dröhnenden, schreien- den, stampfenden Parolenpolitik und von dort direkt in die Mordlager der Nazis und anderer totalitärer Regimes.

Alles beginnt mit der Sprache. Denn Sprache unterscheidet („diskriminiert“) zwangsläufig; das ist auch ihr Strukturprinzip. Der Wortsinn von „diskriminieren“ ist „Unterschiede machen“. Wenn wir´s auf den weißglühenden Punkt bringen wollen: Sprache ist und Sprache macht Ungleichheit. Sie muss das tun, um für uns Gefahr von Nichtgefahr, Nahrung von Gift, Wahrheit von Unwahrheit zu unterscheiden. Sobald sie das nicht mehr tut, hat sie ihre Funktion verloren.

Soweit das erste Learning.

Ohne funktionierende Sprache hätten wir´s nicht einmal ins Neandertal geschafft. Und dass wir jetzt, gemessen am Gebell und Geblöke auf Social Media, wieder auf dem Weg dorthin zurück sind, zeigt: Es ist wirklich wichtig, bewusst mit unserer Sprache umzugehen.

Was also bedeutet „diskriminieren“: „Cerno“ bedeutete im La-

teinischen sehen und wahrnehmen, „discernere“ stand für genau unterscheiden, auseinanderhalten. Die anrüchige Bedeutung von Benachteiligung und Entwürdigung hat erst die Moderne entwickelt – übrigens zuerst in amerikanischen Gesetzestexten zur unterschiedlichen Rechtsstellung von Schwarzen und Weißen.

Wir lernen daraus zweitens: Die bloße Unterscheidung ist meist harmlos. Das Gift der Abwertung und Ungleichbehandlung wird erst später reingetränkelt.

Das ebnet übrigens den Weg zu einem häufig vorgebrachten, weil auf den ersten Blick plausiblen, Argument: Nur wir Menschen träufeln die Abwertung in die Sprache rein, wenn wir andere diskriminieren – die arme Sprache kann ja nichts dafür; sie ist ja nur ein harmlos rumliegendes Werkzeug. In der besonders perfiden Deutung wird das Gift überhaupt erst und nur von denen wahrgenommen (gemeint: erfunden), die sich diskriminiert fühlen.

Aber – drittes Learning – die Sprache ist kein harmloses Werkzeug. Sie ist eine Waffe, konstruiert zum Zweck des Diskriminierens bis hin zum Ausschließen, Verletzen, zum Vernichten. Wie eine Schusswaffe, die ja auch nur einen Zweck kennt – abschrecken, verletzen, töten. Nicht die Waffe tötet, sondern nur der Mensch, der den Abzug drückt? Schön wär´s.

Wer das vorbringt, sagt vielleicht auch „Schwarze/r“ ohne böse Absicht: Die Hautfarbe ist ja ein an sich sachliches Kriterium, das erst dann rassistisch wird, wenn es in dieser Absicht gebraucht wird.

An dieser Stelle das vierte Learning: Es gibt mindestens einen sehr guten Grund, nicht alle eigentlich ungerechtfertigten sprachlichen Unterscheidungen abzuschaffen. Denn wie sollte man dann noch die schrecklichen Wege der Benachteiligung, Zerstörung und Vernichtung beschreiben, die wir in der Vergangenheit bestimmten Gruppen zugemutet haben (und manchmal heute noch zumuten)? Black Live Matters ist nicht Vergangenheit, sondern im Wortsinn brennende Gegenwart. Wie damit umgehen, wenn wir die dafür nötigen Begriffe und Worte ausradiert haben?

Und eines noch: Die Kategorien schwarz und weiß sind höchst ungenau, jedenfalls nicht eindeutig; dazwischen liegen unbegrenzt viele Abstufungen. Und wir packen jede Menge Eigenschaften/Vorurteile drauf, wenn wir sie erst einmal gefunden haben: „Frauen reden, Männer handeln.“ Klingt plausibel. Verwenden wir aber das viel genauere „Personen mit weiblichen/männlichen Geschlechtsorganen, die sich auch als weiblich/männlich definieren“, fällt die fehlende Logik des Zusammenhanges leichter und schneller auf.

Und wenn wir schon bei den „Schwarzen“ sind: Die Klassifizierung geht vom Weißen aus, den wir Weiße als Normalfall voraussetzen. Wer „andersrum“ ist, bestimmt der Hetero, sich selbst als Normalfall sehend. Wer heute noch, ohne zu stocken, „die Ärzte“ sagt, ist wahrscheinlich ein Mann, der vom einstigen Normalfall „Frauen sind mitgemeint“ noch nicht losgekommen ist.

Alles, was vom Normalfall abweicht, ist anders, abweichend, fremd. Wer also den „Normalfall“ nicht in Frage stellt, kann gar nicht anders als in die Sprachfalle zu gehen, die, seit es Sprache gibt, für das Fremde Vorsicht und Abgrenzung bereithält, Herabwürdigung und Benachteiligung.

Das mag einst gute, fürs Überleben wichtige Gründe gehabt haben. Aber wo finden sich heute so gute Gründe, wenn wir zum Beispiel nach dem Geschlecht differenzieren und „die Gärtnerin“ sagen: Die braucht ja nur Dinge zu wissen und zu tun, die mit ihrem Geschlecht nullkommanix zu tun haben (harmloses Beispiel). Oder (heikleres Beispiel, aber genauso

fragwürdig) „die Kindergärtnerin“? Besonders schlimm fällt die Ausgrenzung und Benachteiligung aber bei Begriffen wie „Homosexuelle“ auf: Dass ein erheblicher Teil der Menschen, man kann es nicht anders sagen, reduziert wird und schon dadurch herunterqualifiziert auf das Niveau der bloßen Sexualität, dafür gibt es nicht einmal den Schimmer einer Begründung. „Homosexuelle“ ist ein Kampf- und Ausgrenzungsbegriff von Heteros, Kirchen und Weltanschauungen, die mit Menschen nicht zurechtkommen, die bloß in einem Lebenssegment anders funktionieren als sie.

Die Unterscheidungen der Sprache sind beständig gewordene Kodierungen von Gesellschaft und Kultur; sie wurden selbstverständlich und wirken höchst praktisch. Wenn alles so gut funktioniert – wozu dann nachdenken über Alternativen zur Benachteiligung durch Sprache?

Wahrscheinlich wird es nicht damit getan sein, einfach ein N-Wort durch ein braveres zu ersetzen, weil das den „Normalfall“ nicht in Frage stellt, in dem die bösen Wörter/Unterscheidungen/Zuschreibungen wurzeln. Wahrscheinlich werden wir nicht mehr können als immer weiter vorwärts zu stolpern mit dem immer neu zu unternehmenden Versuch, die Unterscheidungen (und ihre manchmal irrationale Basis) anzusprechen: Was spricht gegen das Lehrpersonal, die Reinigungskraft, das Chormitglied? Eigentlich nur, dass wir es nicht gewöhnt sind.

Die anderen Möglichkeiten bleiben ja erhalten – vom Binnen-I über den Gender Gap bis hin zur expliziten Benennung aller Geschlechter. Mühsam? Sicher. Aber die Sache wert. Es geht dabei auch darum, langsam (sowas geht nur langsam) das eigene und das Bewusstsein der Umwelt zu bilden, der Umwelt so zu zeigen, dass man das Thema ernst nimmt.

Und das Thema ist, dass wir schon durch die Sprache beginnen, andere zu benachteiligen. Und dass das so nicht bleiben soll, wenn wir die Würde des Menschen ernst nehmen.

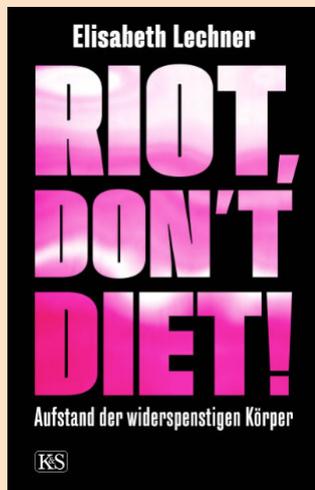
Also auch unsere eigene.

Paul Yvon



Aufstand gegen Schönheits- normen

Ob dick, alt, Schwarz, behaart, behindert: Wer nicht bestimmten Schönheitsnormen entspricht, wird oft ausgegrenzt. Die Kulturwissenschaftlerin Elisabeth Lechner, die in der Wiener Arbeiterkammer arbeitet, ruft die Menschen zur Schönheitsrevolution auf - zum Aufstand der widerspenstigen Körper. Sie schreibt in ihrem Buch, dass wir lernen müssen, Schönheit politisch zu sehen. So reichen die Rufe nach Body Positivity und Selbstliebe nicht aus, sondern die derzeitigen Schönheitsideale werden vom Neoliberalismus, vom Kapitalismus, vom Patriarchat und vom Kolonialismus vorgegeben. Die Kosmetik- und Schönheitsindustrie verdient Milliarden mit dem Schönheitswahn. Menschen, die sich als hässlich empfinden, geraten unter Druck. Sie hassen sich für ihr Aussehen. Die Autorin appelliert, den Selbsthass aufzugeben. Die Wut soll sich vielmehr gegen das System richten. Auch eine queere Revolution ist angesagt. Denn queere Menschen werden vom heteronormativen System nur akzeptiert, wenn sie sich zu erfolgreichen Vorzeige-Lesben oder -Schwule entwickeln. Von ihnen wird verlangt, ein bürgerliches und angepasstes Leben zu führen, die Sexualität nicht zu thematisieren und monogam zu sein. Das transnormative System wiederum bevorzugt trans* Menschen, die als cis-Menschen gelesen werden. Dies erhöht den Druck auf trans* Menschen, ihre Transition zu beschleunigen und viel Zeit und Geld zu investieren, um nicht als trans wahrgenommen zu werden. Daher braucht es nicht nur eine Körperrevolution, sondern auch eine Geschlechterrevolution. Das System der Zweigeschlechtlichkeit soll unbedeutend werden. Und es soll egal werden, wie Menschen aussehen.



Elisabeth Lechner: *Riot, don't diet! Aufstand der widerspenstigen Körper*. Kremayr&Scheriau-Verlag, Wien 2021.

Sexualitäten und Corona

Jedes Jahr erscheint von der „Initiative Queer Nations“ ein Jahrbuch mit aktuellen Beiträgen zur sexuellen Vielfalt. Gleich zu Beginn gibt es einen lesenswerten Essay über die sozialen, psychischen und sexuellen Auswirkungen von Corona. Es wird der Frage nachgegangen, ob und wie sich die Sexualität in der Pandemie verändert hat. So zeigten Umfragen eine Intensivierung von sexuellen und romantischen Beziehungen und eine relative Zufriedenheit mit dem eigenen Sexleben in festen Partnerschaften, während demgegenüber Singles deutlich unzufriedener sind. Gleichzeitig kam es in Beziehungen zu coronabedingten Konflikten und einer Steigerung des Stresslevels, die sich mitunter negativ auf die Sexualität ausgewirkt haben. Nicht zu unterschätzen ist, dass sich viele Menschen stark isoliert fühlen und unter den Einschränkungen leiden. In dem Beitrag wird auch über die Auswirkungen verschiedener Präventionsbotschaften bezüglich Sexualität diskutiert. So erklärten Gesundheitsexpert*innen, dass direkte, sexuelle Kontakte reduziert oder eingestellt werden sollen, sexuelle Handlungen direkter Art sollen sich auf Partnerschaften oder den eigenen Haushalt beschränken, Sex mit mehreren oder häufig wechselnden Partner*innen soll vermieden werden, (halb-)öffentliche Orte für (bezahlten) Sex wurden geschlossen. Gleichzeitig haben andere Expert*innen Sexualität auf spezifische Weise bejaht und als gesundheitsfördernd dargestellt. In einem anderen Buchbeitrag wird gefordert, in Diskussionen über Rassismus dem Antisemitismus mehr Gewicht zu verleihen. Denn queer-jüdische Menschen dürfen nicht ausgegrenzt werden. Daneben gibt es noch eine Fülle von spannenden Lectures, Interviews und Miniaturen über aktuelle queere Themen und Initiativen.

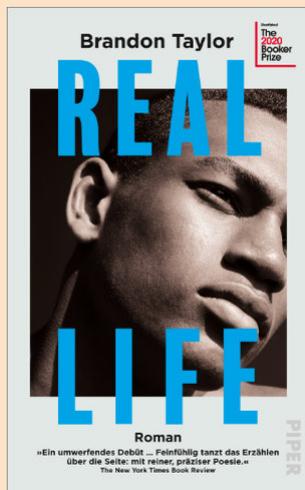


Initiative Queer Nations: *Jahrbuch Sexualitäten 2021*. Wallstein-Verlag, Göttingen 2021.

Queer und schwarz

Dieses lesenswerte Buch zeigt, wie wichtig die „Black Lives Matter“-Bewegung ist. Es erzählt die Geschichte von einem jungen Mann namens Wallace, der in den USA lebt und mehrfach benachteiligt ist: Er ist schwarz, queer und arm. Beim Lesen wird deutlich, wie stark People of Color diskriminiert werden. Obwohl es die Doktorrandengruppe von Wallace seit Jahrzehnten gibt, wurde zuvor kein Schwarzer aufgenommen. Auf einer Willkommensfeier wird er einem beleibten, bärtigen Mann vorgestellt, der nach Schweiß und Eichenlaub riecht. Es stellt sich heraus, dass er das Stipendium von Wallace finanziert. Schließlich begreift Wallace den Sinn der Feier: Er soll seinen Gönner anbeten. Im Laufe des Romans tun sich immer mehr Abgründe auf. Wallace leidet an Depressionen und an einer Essstörung. Er wurde als Kind sexuell missbraucht und erlebte viel Gewalt. Als ihn eine weiße Kollegin mit dem N-Wort beschimpft, bleibt er stumm: „Hierbleiben und leiden oder hinausgehen und ertrinken“, denkt er. Schließlich beginnt Wallace eine Affäre mit dem heterosexuellen Miller. Auch hier kommt es zu Übergriffen. Wallace „hat wenig Erfahrung mit Freundschaft, dafür aber mit Gewalt. So, wie er das kommende Wetter spürt, kann er aus einem Stimmungsumschwung die Form der sich anbahnenden Gewalt ablesen“, heißt es dazu im Roman. Das Buch beeindruckt durch solche intensive Sprachbilder. Wallace wird auch innerhalb der schwulen Community ausgegrenzt, weil er nicht dem Schönheitsideal entspricht. Die Dating-App hat er gelöscht, weil er nicht mehr ständig ignoriert werden will. Wallace, schreibt der Autor, „konnte die Leere in seinem Postfach nicht mehr ertragen“.

Brandon Taylor: Real Life. Übersetzt von Eva Bonné. Piper Verlag, München 2021.



Kampf um Gleichberechtigung

Dieses Sachbuch thematisiert die weltweiten Kämpfe für LGBTQ*-Rechte. Der aus Südafrika stammende Autor spricht in diesem Zusammenhang von einer „pinken Linie“. In einigen Ländern werden gleichgeschlechtliche Ehen und Geschlechtsangleichungen als Zeichen des Fortschritts gefeiert, während anderswo die Gesetze verschärft werden. Die pinken Linie verläuft oft quer durch Städte und Fernsehstationen. Wer etwa in afrikanischen Städten Satellitenfernsehen hat, kann sich problemlos queere US-Serien ansehen. Gleichzeitig wird dort auf anderen TV-Kanälen gegen LGBTQ*-Personen gehetzt. Der Kampf entlang der pinken Linie wird immer heftiger. Je mehr die Gleichberechtigung akzeptiert wird, umso stärker fallen die Gegenreaktionen von konservativen, patriarchalen und kirchlichen Kräften aus. Lesenswert sind in diesem Buch die Reportagen über queere Menschen, die der Autor in unterschiedlichen Teilen der Welt besucht hat. Die Lebensgeschichten zeigen, wie LGBTQ*-Menschen Opfer auf dem Schlachtfeld der pinken Linie werden. Auntie beispielsweise wurde nach einer Verlobungszeremonie in Malawi zu 14 Jahren Gefängnis verurteilt. Sie erhielt Asyl in Südafrika, doch ihr Leben in dem neuen Land war alles andere als einfach. Katastrophal ist auch die Lebenssituation von Michael, der in Uganda von der Familie verstoßen wurde. Er wurde mit 16 Jahren obdachlos, ausgebeutet, geschlagen, vergewaltigt und sollte seinen Körper verkaufen. In Russland verlor Pascha ihren Sohn, weil sie eine Frau wurde. Dieses Buch zeigt, wie wichtig es ist, für LGBTQ*-Rechte zu kämpfen, damit es zu keinem Backlash kommt.

Mark Gevisser
Die pinke Linie
Weltweite
Kämpfe
um sexuelle
Selbstbestimmung
und
Geschlechts-
identität
Suhrkamp

Mark Gevisser: Die pinke Linie. Übersetzt von Helmut Dierlamm und Heike Schlatterer. Suhrkamp Verlag, Berlin 2021.



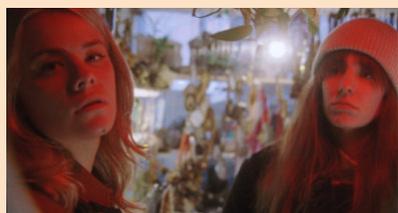
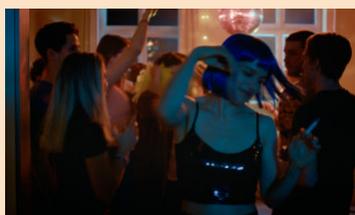
Berlinale-Teddy- Rückschau: Vergangenheits- bewältigung in politisch turbulenten Zeiten

D

as
Summer Special

der 71. Berlinale im Juni
umfasste auch die Open-Air-
Filmvorführungen der 15 für den
35. Teddy Award nominierten Filme.

Einige davon beschrieb ich bereits in mei-
nem BERLINALE-Beitrag der vorigen
LAMBDA-Ausgabe, zum Beispiel „Generation“ von
Monika Treut, „Glück“ von Henrika Kull und „North
by current“ von Angelo Madsen Minax. Weitere zu
besprechende Filme sind unter anderem „Das Mäd-
chen und die Spinne“ von Ramon und Silvan Zürcher,
„Moon, 66 Questions“ von Jacqueline Lentzou und
„The Scary of Sixty-First“ von Dasha Nekrasova, die
sich allesamt unter anderem mit der Aufarbeitung und
Verarbeitung der Vergangenheit auseinandersetzen.
So erzählt der schweizerische Beitrag „Das Mädchen
und die Spinne“ von der Auflösung einer Wohnge-
meinschaft und den Verwicklungen rund um den Um-
zug und die HelferInnen, während die griechisch-
französische Koproduktion „Moon, 66 Questions“ die
Protagonistin in ihre alte Heimat zurückkehren lässt,
um den erkrankten Vater zu pflegen und sich längst
vergangenen Bildern und Prozessen zu stellen. In
„The Scary of Sixty-First“ aus den USA geht es noch
weitaus brisanter zu, wenn zwei BewohnerInnen eines
New Yorker Apartments den gewalttätigen Exzessen
Jeffrey Epsteins nachspüren und gemeinsam zu einem
solidarischen Racheakt ausholen.



Auch die PreisträgerInnen der Teddy Awards be-
schäftigen sich mit Vergangenheit und Erinnerung
und den Einflüssen, die diese auf Lebensführung und
Entscheidungen der ProtagonistInnen haben. Ande-
rerseits geht es in diesen Beiträgen vor allem auch
ums Überleben trotz aller Widrigkeiten und um den
Kampf, den die ProtagonistInnen in ihrem jeweiligen
Alltag führen. So stellt sich der Portraitierte in Eliane
Rahebs Beitrag „Miguel's War“ (Libanon/D/Spanien),
der mit dem Teddy für den besten Langfilm geehrt
wurde, seinen Sehnsüchten nach Liebe und Verge-
bung, reist nach Jahrzehnten im Exil zurück in seine
frühere Heimat Libanon und konfrontiert sich mit den
eigenen schmerzvollen Erinnerungen und Gefühlen. Er
geht den traumatischen Erlebnissen, die er in seiner

Familie erlitt, nach und sucht nach einem Ausweg aus dem Dilemma aus Verbitte- rung und Schuldgefühlen. Laut der Re- gisseurin wollte Miguel sich durch das Erzählen befreien, und so ent- stand der Film, dessen Hintergrund der komplizierte Bürgerkrieg im Li- banon ist. Nach Ende des Krieges gab es keine Aussöhnung, keine Amnestie, keinen Plan, wie es wei- tergehen soll. Und die Situation ist immer noch schwierig im Libanon. Das alles verarbeitet Raheb in ihrem Film und zeigt den Protago- nisten, wie er sich in der neuen al- ten Situation in seinem Land zurechtfindet und sich gleichzeitig mit seinen Albträumen zu versöh- nen sucht. Familie, Religion und Faschismus können die Individuali- tät einer Person zerstören, so die Regisseurin über Miguels Trauma: „Emotional gesehen lebt er weiter- hin im Libanon, körperlich ist er in Spanien“.

Alexander, ein Transmann, und seine Frau Mari erleben diesen persönlichen und politischen Kampf hautnah in Yana Ugrekheldzes mit dem Teddy Jury Award ausgezeichneten Film „Instructions for survival“ (D). Hier begleitet die Kamera das Alltagsleben des jungen Paares im heutigen Georgien. Es geht weniger um die Verarbeitung der Ver- gangenheit, als um das Überleben in einer archaisch-konservativ geprägten Gesellschaft, in der es gefährlich sein kann, die eigene Identität zu offenbaren, wenn diese von der Mainstreamgesell- schaft als fremd und feindlich wahrge- nommen wird. Der Protagonist erzählt, dass er abends nach der Arbeit zu Hause er selbst sein kann, aber draußen muss er sich permanent verstecken, um sein Leben nicht aufs Spiel zu setzen. Die Re- gisseurin beschreibt die Situation in Ge- orgien so, dass es in der Hauptstadt möglich ist auch als queere Person ak- zeptiert zu sein und ein glückliches Le- ben zu führen. Außerhalb der Großstadt habe man aber kaum eine Chance, ein selbstbestimmtes und erfülltes Leben zu führen, wenn man sich nicht mit seiner Identität und Orientierung verstecken möchte. Andererseits führe diese Situati- on dazu, dass Transpersonen und Homo- sexuelle aus ländlichen Gebieten in die Großstadt fliehen und dort aus Mangel an familiärer Unterstützung in der Pro- stitution landen.

Den persönlichen Kampf, der einerseits für das eigene Überleben notwendig ist,

jedoch in seiner Gefahr auch das eigene Leben kosten kann, behandelt auch der mit dem Teddy Award ausgezeichnete Kurzfilm „International dawn chorus day“ von John Greyson aus Kanada. Dieser international gefeierte Tag existi- ert tatsächlich; jedes Jahr im Mai lau- schen die TeilnehmerInnen bewusst dem frühmorgendlichen Vogelgezwitscher. Greyson zeigt uns das Geschehen als eine Videokonferenz bei der die Vögel sich versammeln und einander Neuigkei- ten zuzwitschern, während Menschen pandemiepolitisch bedingt in ihren Woh- nungen eingesperrt sind. In der Story Greysons werden politische Themen, An- liegen und Informationen diskutiert und ausgetauscht. Dabei geht es in der ver- wirrten und verwirrenden Utopiewelt, in der sich die Vogelgesellschaft über die merkwürdige Menschenwelt mit ihren Grenzen, Krankheiten und Gewalttätig- keiten unterhält, auf einer anderen Ebe- ne um kritische FilmemacherInnen, satirische MusikvideokünstlerInnen und queere AktivistInnen, die für ihren politi- schen Kampf mit Gefängnisstrafe, Flucht und Tod bezahlen.

Last but not least wurde die US-ameri- kanische Filmemacherin, Filmproduzen- tin, Autorin, Historikerin, Künstlerin, Filmkuratorin, Filmprogrammerin und vor allen Dingen Filmliebhaberin Jenni Olson „für ihre jahrzehntelange brücken- bauende Arbeit, mit der sie queere Film- geschichte sicht- und greifbar macht“, mit dem Special Teddy Award ausge- zeichnet. Sie fing in den 1990ern selbst mit dem Filmen, genauer gesagt mit ihren Essayfilmen an, anhand derer sie die ZuschauerInnen eine Verbindung zu ihren eigenen Gefühlen herstellen lassen will. „The Joy of Life“ (2005): Voice- over-Doku anlässlich des Selbstmordes eines Freundes vor Hintergrundbildern historischer Gebäude, die dem Verfall anheim gegeben werden, und „The Roy- al Road“ (2015): US-amerikanische Ge- schichtsstunde und Begegnung mit angehimmelter Frau von der Regisseurin selbst gesprochen vor dem Hintergrund nostalgisch-idyllischer Landschaften und Bauwerke, beide in Spielfilmlänge, hatten jeweils auf dem Sundance Film Festival Premiere. Unter anderem war Olson auch Co-Direktorin des San Francisco Inter- national LGBTQ Film Festivals.

Anette Stührmann



John Harris
Fitness





Gold im Frauenfußball und Tanzen auf dem Parkett bei den EuroGames 2021

V

om 16ten bis 20ten August dieses Jahres 2021 präsentierte sich die LGBTIQ*-Community mit mehr als 4.000 Athlet*innen, davon nur rund 30 Prozent Frauen, in Kopenhagen und Malmö. Diese mehrtägige Veranstaltung ist seit 1992 unter dem Namen EuroGames bekannt, von EGLSF, der European Gay and Lesbian Sports Federation, lizenziert und wurde heuer von der dänischen Organisation Pan Idraet veranstaltet. Pan Idraet begann, weil schwule Männer in sogenannten Mainstream-Schwimmklubs nicht zugelassen waren. Inzwischen bietet die Organisation 25 Sportarten und Aktivitäten und zählt mittlerweile über 1.100 Mitglieder. EGLSF steht für: Förderung der Integration im Sport und Emanzipation von Sportler*innen unabhängig von sexueller Orientierung oder Geschlechtsidentität. Bei den EuroGames tauschen sich die verschiedenen europäischen Sportgruppen mit Informationen aus und unterstützen Sportler*innen, die über ein Coming-out nachdenken, neue Sportgruppen gründen oder Turniere koordinieren. Es geht darum, sich gemeinsam gleiche Rechte und Chancen im Sport zu erkämpfen.

EuroGames für alle

Die heurigen EuroGames wollten Sport für alle in einer freundlichen und sicheren Umgebung erreichbar machen. Daher gab es neben den klassischen Wettbewerben auch eine Sports Leader Conference, ein Sports Village direkt an einem der Meeresarme in Kopenhagen und das öffentliche Programm „Sports to the People“, getragen von mehr als 30 Vereinen. Dort konnten spontan vorbeikommende Bewohner*innen und Besucher*innen Kopenhagens auf mehreren Plätzen, Parks und Veranstaltungsorten gemeinsam Sport betreiben und miteinander Spaß haben.

Bei den mehrtägigen EuroGames erstreckte sich die Vielfalt der 22 Sportarten von den klassischen körperlichen Leistungs- und Teamsportarten wie zum Beispiel Fußballturniere, Wassersportwettbewerbe oder Halbmarathon im Laufsport, bis zu Denksport-



Gold für das
Frauenfußball
EuroGames



arten wie Schach und Tanzsportveranstaltungen. Dabei wurde dem Motto #YouAreIncluded folgend auf hohe Inklusivität geachtet: Alle Wettbewerbe hatten Kategorien für sich als weiblich, männlich und nicht-binär identifizierende Teilnehmer*innen, sowie verschiedene Schwierigkeitsgrade, damit Athlet*innen jeder Stufe antreten konnten. Leider können wir hier nur wenige Beispiele vorstellen.

So nahm Emilia Toneva aus Bulgarien mit ihrem Frauenfußballteam ebenfalls bei den diesjährigen EuroGames 2021 teil. Infolge hat sie mit ihrem Team sogar die Goldmedaille beim Frauenfußballturnier dort gewonnen. „Es ist ein großartiges Finale einer beeindruckenden Woche“, sagt die bulgarische Fußballspielerin mit der Rückennummer sieben auf ihrem Fußballtrikot über ihre erste Teilnahme an den EuroGames 2021. Aber sie sei auch sicher, bei den nächsten EuroGames wieder dabei zu sein, sagt Emilia, die beim Besuch in Kopenhagen auch außergewöhnliche schöne Tage erlebt und tolle Menschen weltweit kennengelernt hat. „Das war eine der besten Erfahrungen in meinem Leben und ich bin wirklich dankbar, dass ich ein Teil davon sein konnte“, sagt sie begeistert und kann die nächsten EuroGames 2022 in den Niederlanden kaum erwarten. Das niederländische Frauenteam Baby Gays erreichte den zweiten Platz beim Frauenfußballturnier der EGLSF.

Tanzsport ein Höhepunkt der EuroGames

Alle Anhänger*innen des Tanzsports, die ja in der LGBTI-Bewegung zahlreich vorhanden sind und seit Jahren begeistert auf dem jährlichen Regenbogenball in Wien tanzen, können sich ebenfalls freuen.

Denn auch der Tanzsport gehörte zu den sportlichen Höhepunkten bei den diesjährigen EuroGames, organisiert von PanDance, der Tanzabteilung von Pan Idræt.

Die Niederländerin Anna van der Vleuten

ist mit ihrer Partnerin zum ersten Mal bei den EuroGames 2021 als Tanzpaar gestartet. Da sie allerdings das einzige weibliche Paar im Level der Anfänger*innen waren, haben die Veranstalter*innen sie mit anderen Paaren des höheren Tanzlevels vermischt, was anfangs etwas frustrierend war, sagt Anna – aber mit der Zeit hätten sie doch erkannt, wie hilfreich und unterstützend so eine Mischung von unterschiedlichen Tanzlevels sei. „Sogar seitens der Besucher*innen haben wir als weibliches Tanzpaar Fans bekommen“, sagt Anna begeistert. Schließlich haben ihre Fans, die in etwa gleichaltrige weibliche Paare sind, sie spontan unterstützt und im Zeichen der Frauensolidarität mitgetanzt. Grundsätzlich waren beim Tanzsportwettbewerb der EuroGames 2021 mehr männliche als weibliche Paare anwesend. Die weiblichen Tanzpaare wirken, sagt Anna, bei dieser Tanzsportveranstaltung unscheinbarer, bis auf ein Frauentanzpaar aus der Schweiz, welches bewusst maßgeschneiderte Anzüge trägt. Besonders interessiert hat sie beobachtet, wie sich non-binäre Personen auf der Tanzfläche präsentierten: „Sie spielen ganz bewusst die weiblichen Rollen“, sagt Anna, die eine geschlechtergetrennte Wertung bei den Tanzpaaren erfreut wahrnimmt. Anna war auch positiv beeindruckt von der Organisation. Die Anzahl der Teilnehmer*innen war Covid-bedingt geringer als geplant, doch die Verhältnisse wurden gut an die kleinere Anzahl der teilnehmenden Tanzpaare angepasst. So fühlten sich alle Tänzer*innen, mit denen Anna gesprochen hatte, besonders gut betreut und aufgenommen in der Tanzgruppe. Schließlich bleibe bei Anna dieses Turnier des Tanzsports wirklich schön positiv in Erinnerung, wodurch sie einer erneuten Teilnahme bei den nächsten EuroGames 2022 bereits jetzt zusage, sagt Anna begeistert.

Soweit ein kleiner Einblick in die diesjährigen EuroGames 2021 in Kopenhagen. Ein Wiedersehen, um auch gemeinsam Sport zu machen und sich in der LGBTIQ*-Sportszene europaweit zu vernetzen, ist spätestens im Jahr 2022 in Nijmegen in den Niederlanden und im Jahr 2023 in der benachbarten Schweiz, in Bern, möglich. Und dort wird hoffentlich der Anteil der sportlich aktiven Frauen klar höher sein, um geschlechtergerecht medial verstärkt sichtbar zu sein.

Veronika Reininger



Foto: Bettina Frenzel



Das bulgarische Fußballteam bei den EuroGames 2021

Österreich bei den EuroGames

Österreich stellte bei den EuroGames viele Teilnehmer*innen und Medaillenträger*innen: eine Triathletin, ein Volleyballteam, drei Kraulquappen (eine davon die Autorin) mit einer 10-Medaillen-Ausbeute aus dem großartigen Bellahoj-Schwimmbad, ein österreichischer Handballer, der mit dem Münchner Team spielte, welches eine Goldmedaille gewann. Die österreichische Botschaft in Dänemark lud die diesmal relativ kleine österreichische Sports-Community zu einem Empfang ein – hier wiederholte sich eine schöne Tradition von anderen Austragungsorten der EuroGames.

Die Kraulquappen feierten übrigens im heurigen August ihren 15. Geburtstag: Paul Molecz hatte schon 1996 das erste Mal bei den EuroGames in Berlin teilgenommen – und er ist in diesen 25 Jahren seit damals bei allen EuroGames dabei gewesen, hat Dutzende Medaillen gewonnen, und von 1997-2006 des Öfteren österreichische

Masters-Rekorde aufgestellt, etwa über 400m Lagen, 200m Brust, 200m Delphin. Einen herzlichen Glückwunsch unserem Erfinder! Nach den GayGames 1998 in Amsterdam kamen die Autorin dieser Zeilen sowie einige schwule Schwimmer dazu – und mittlerweile sind die 2006 so getauften Kraulquappen ein wichtiger Bestandteil des Wiener Schwimmvereins SC Diana. Alle gemeinsam nehmen wir auch heuer wieder bei den österreichischen Masters-Meisterschaften Anfang Oktober in Innsbruck teil.

Ulrike Lunacek

Ulrike Lunacek schwamm bei den EuroGames mit dem Wiener queeren Schwimmteam Kraulquappen.



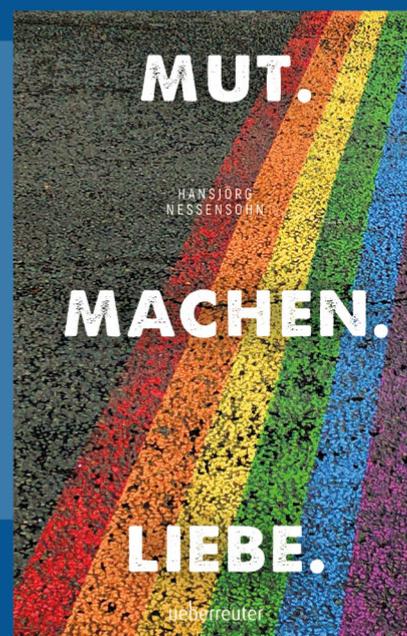
LÖWENHERZ

die Buchhandlung für Schwule und Lesben

**Sommer 1957 und ein Sommer heute:
Zwei Schicksale, die unter die Haut gehen**
Paul will beim Wandern durch die italienische Pampa einiges vergessen – vor allem Jonas, seinen ehemals besten Freund. Jonas, der ihn heimlich durch ein Video geoutet hat. Wenigstens lenkt ihn seine 80-jährige Begleiterin mit einer Geschichte ab ... Zwei Sommer, vier Leben, ein Herzschlag!

Hansjörg Nessensohn: Mut. Machen. Liebe.
D 2021, 342 S., geb., € 18.50

Buchhandlung Löwenherz
Mo bis Fr 10-19 Uhr, Sa 10-18 Uhr
Tel (01) 317 29 82, buchhandlung@loewenherz.at
www.loewenherz.at



Vielfalt ist allgegenwärtig!

Wir werden:

Vielfalt sichtbar machen, positiv nutzen und so dazu beitragen, dass sich alle Kolleginnen und Kollegen auf ihrem Arbeitsplatz und in der Gesellschaft aufgenommen und wohl fühlen.

Wir wollen:

Fairness, Respekt sowie Toleranz in allen Bereichen maximieren und ein, für alle, barrierefreies Arbeits- und Lebensumfeld schaffen.



Kontaktdaten:

younion _ Die Daseinsgewerkschaft
Referat für Diversität und Communities

Jasmin Mrzena-Merdinger

Maria-Theresien-Straße 11 / 5. Stock / Zimmer 5.14
1090 Wien

+43 (0)1/31316/83671 / dc@younion.at

facebook.com/fsgyounion



Jasmin Mrzena-Merdinger,
Referentin für Diversität und Communities

www.younion-fsg.at

Satire

Lob des Schweigens

LAMBDA untersucht die Sprache und steckt ihr zu diesem Zweck die Finger sonstwo rein; höchste Zeit für uns von der ARGE SCHAS (Schöner Als Sex), das Schweigen zu brechen und zu preisen. Ich weiß, wovon ich rede, denn ich habe mich fast um Kopf und Kragen gequasselt, wieder einmal.

Neulich an der Alten Donau, bei Tante Gretl, ihren Powidltascherln und ihrer Tarock-Runde. „Brauchst gar nicht mehr kommen nächstes Mal, wennst wieder anfangst mit dem Gendern und dem ganzen Blödsinn.“

Das war eine Drohung: Ihre schwitzenden Kumpane im Dralon-Outfit wären mir ja sowas von powidl – aber ihre Powidltascherln nicht. Ich hatte Tante Gretl mangels Streitgelegenheiten bisher so ein bissl retro weiblich & konfliktscheu eingeordnet. Aber ein falsches Wort genügte (meinetwegen, es waren vielleicht ein paar Worte mehr meinerseits), dass sie mir quasi alles auf einmal entziehen würde. 77 und bissig wie eine Stute.

Tante Gretl ist in dieser Hinsicht beunruhigend modern: 1x Sprechverbot nicht einhalten und fort wären die Powidltascherln (sie nimmt Sternanis und Rum zur Frucht!). Ausgrenzung, Sanktion, Entzug von Lebensnotwendigem: Genauso machen es gerade die Deutschen, die ihre grüne Kanzlerkandidatin abstrafen, weil die beim Erzählen einer sie empörenden Geschichte einen identitären Ungustl zitiert hatte, der „Neger“ gesagt und es genau wie in seinen Kreisen üblich gemeint hatte. Wie gesagt, sie hatte ihn zitiert, kritisch dazu, und wie. Ergebnis: Annalena Baerbock kroch auf dem Bauch, noch vor der Ausstrahlung der Sendung und entschuldigte sich x-mal öffentlich. Es täte ihr aber sowas von Leid.

Geht's noch?

Wenn ja, dann schlecht. Kommunikation sollte doch der Verständigung dienen. Wie verträgt sich das aber mit den zunehmend verhängten Sprechverboten, den zahllosen Tabu-Worten, den existenzgefährdenden Sanktionen für unerwünschte „Sager“? Die Lösung kann nur sein, dass wir lernen müssen, einander schweigend zu verstehen.

Karl Valentin hat gesagt, Kunst ist schön, macht aber viel Arbeit. Auch Schweigen kann schön sein, aber die Arbeit damit! In

Österreich gibt es keine relevante Umfrage dazu, wohl aber in Deutschland, obwohl die keine Ahnung haben vom Wert des Powidl: Dort haben im Juni 44 Prozent der Befragten angegeben, dass sie sich zu bestimmten Themen nicht mehr frei äußern können. Und das sind nicht die fünf Prozent dussligen Holocaust-Leugner, sondern es ist fast die Hälfte der Einwohner des Landes.

Sind die alle bekloppt? Kaum.

Und selbst, wenn: Für das Zusammenleben heißt das nichts Gutes, wenn fast die Hälfte fühlt und sagt, sie bekäme einen Maulkorb umgebunden. Dazu kommt, dass Sprachtabus zwar gute Absichten verfolgen wie Respekt und Rücksichtnahme, aber diese Ziele oft himmelweit verfehlen, weil Zorn und Erbitterung über die allgegenwärtigen Diktate Trotz auslösen: Gretls Gender-Tabu soll zwar nur ihre Kartendippler vor Langeweile schützen oder dem Herzinfarkt, aber in mir rumort deshalb der Widerstand.

Ich frage mich also: Wie wollen wir miteinander reden? Antwort, derzeit: Gar nicht. Ich hätte einfach den Schnabel halten und die Brösel (mit Mandelstaub gemischt!) loben sollen. Denn dem, der nichts sagt, geht es besser als dem, der besser nichts gesagt hätte.

Meine Mutter könnte mit dieser Art Wortkargheit General-Oberin des Trappistenordens sein: Sie schweigt immer und überall, wo ihr nichts Besseres einfällt. Mit Tante Gretl redet sie seit Jahren so gut wie nichts. Ihr Schweigen drückt je nach Stimmung zärtlichste Liebe oder vernichtende Ablehnung oder irgendwas dazwischen aus, man kann's sich aussuchen. So war das seit jeher, sagt Gretl. Und ist froh über die Stille.

Meine Mutter auch: Gretl war einfach immer die Klügere, hat sie mir einmal erzählt. Da war nichts zu machen. Und statt ständig neue Abfahren von der eloquenten Schwester zu kassieren, erfand sie für sich das Schweigen: „Mir ist einfach nichts eingefallen, weißt du“, sagte sie. „Und später habe ich gemerkt, dass es im ganzen Leben so ist: Die Wortkargen imponieren immer. Man glaubt schwer, dass jemand kein anderes Geheimnis hütet als dass ihm einfach nichts einfällt.“

Andrea Francesconi



WAS
MAN
HIER
ALLES
DARF

JURASSICA PARKA

ENTDECKE
DEIN
QUEERES
BERLIN

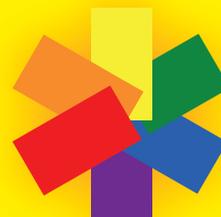
WWW.PLACE2BE.BERLIN

  @PLACE2BE.BERLIN

SIEGESSÄULE
WE ARE QUEER BERLIN

Senatsverwaltung
für Wirtschaft, Energie
und Betriebe

BERLIN



**PLACE
2BERLIN**